This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Oesterreichische Geschichtsbücher

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Oesterreichische
Geschichtslügen.

Eine
Richtigstellung historischer Irrthümer und Legenden,
irriger Auffassungen und Unrichtigkeiten,
von
zwei Oesterreichern.

Im Namen der Wahrheit gesammelt und herausgegeben
von
einem Verehrer der Verfasser.

Paderborn.
Verlag von Adolf Höllerl.
1897.

TME

DB 80
H3

Inhalts-Verzeichniss.

		Seite
	Vorwort	V
1.	Das Gesetz der Wüste	1
2.	Franz Deák	9
3.	Albrecht von Waldstein, ein Hochverräther an Kaiser und Reich?	15
4.	Der Besuch der Prinzen von Orleans im Jahre 1836 in Wien	31
5.	Feldmarschall Fürst Windisch-Grätz	44
6.	Corvin und seine Geschichte der grossen französischen Revolution	50
7.	Aus der Revolutionszeit in Oesterreich-Ungarn (1848—49).	60
8.	Wer verbreitet Geschichtslügen, Janssen oder Delbrück?	66
9.	Der Verfassungs-Ausschuss des constituirenden Reichstages zu Wien und Kremsier 1848—49	70
10.	Ein Erinnerungsblatt an den grossen Todten im Dome zu Salerno	78
11.	Aus der Napoleonischen Zeit	89
12.	Hugenottisches	110
13.	Aus dem Josephinischen Wien	117
14.	Die französische Revolution und ein Hinblick auf ihre 100jährige Feier	119
15.	Die Sprachenrechte in den Staaten gemischter Nationalität.	124
16.	Cavour ein grosser Staatskünstler?	127
17.	Aus Klapka's Erinnerungen	131

Seite

18. Calvinisches und Anderes aus des liberalen Geschichtsbaumeisters „Weber“ letztem Werke 134
19. Geschichte Oesterreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts 142
20. Die Entstehung des modernen Katholicismus nach der Auffassung des Professors Philippson 147
21. Bosnisches 162
22. Die völkerrechtliche Stellung des Papstes 177
23. Heinrich von Frankreich, Graf von Chambord 183
24. Scherr's letzte Gänge. 186
25. Die Memoiren Cobenzl's 190
26. Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852. Politische Privatbriefe des Grafen Vitzthum von Eckstädt 195

Vorwort.

Ehe wir die Herausgabe vorliegender Aufsätze näher motiviren, möchten wir zunächst bemerken, dass sich der Titel **„Geschichtslügen“** nicht auf alle in diesem Buche behandelten Themata anwenden lässt, und deshalb bitten wir, eine Unterscheidung zwischen irriger Auffassung und Lüge zu machen. Allerdings finden sich in diesen Blättern „Geschichtsfälschungen“ vor, für die das Wort „Lüge“ noch zu gut ist, dagegen aber ist es keine Frage, dass man auch eine unrichtige Ansicht von irgend einem Ereigniss hegen kann, ohne deshalb den Vorwurf der Lügenhaftigkeit zu verdienen. Diese Demarkationslinie zwischen historischem Irrthum und unrichtiger Anschauung zu ziehen, überlassen wir dem Gerechtigkeitssinn, der Billigkeit und dem historischen Gefühl des Lesers.

Läppisch würde es sich ausnehmen, jedem Kapitel das ihm gebührende Prädikat vorzusetzen; ein Titel musste geschaffen werden und da die wirklichen „Geschichtslügen“ in unserm Buche überwiegen, so entlehnten wir den Titel dem gleichnamigen deutschen Werke und geben damit gleichzeitig dem Wunsche Ausdruck, dass

durch diese Anregung die Idee, welche wir mit unserem Buche verfolgen, weiter ausgebaut werde, und die „Oesterreichischen Geschichtslügen“ mit der Zeit den gleichen Umfang erhalten möchten wie die deutschen.

Die vorliegende Sammlung von Aufsätzen, welche in den zwei letzten Lustren in verschiedenen, nicht jedermann zugänglichen wissenschaftlichen Zeitschriften Aufnahme fanden, wo sie nun ungekannt und vergessen in den Realen weniger Bibliotheken schlummern und dort ein stilles, weltverlorenes Dasein führen, und deren Vereinigung in einem Bande dürfte schon deshalb den Geschichtsfreunden unseres östlichen Nachbarreiches willkommen sein, weil fast jeder von ihnen, unmittelbar oder mittelbar die österreichische Geschichte berührt, unrichtige Behauptungen widerlegt, seinem Stoffe irgend eine neue Seite abgewinnt oder neue Beweismittel zuführt.

Wer der land- und weltläufigen Geschichtslüge auf die Verse tritt, verdient den Dank aller ehrlichen Leute; wenn wir aber hierzu noch den Umstand rechnen, dass die vorliegenden Aufsätze aus der Feder von zwei der bedeutensten und berühmtesten österreichischen Historiographen stammen, die durch ihre geradezu klassische Diktion und ihren historischen Tiefblick die aufrichtige Bewunderung aller Gebildeten finden, so ist die Herausgabe der vorliegenden Sammlung gewiss genügend begründet. Diesen Abhandlungen wohnt eine zu grosse und für die Geschichtsforschung zu werthvolle Bedeutung inne, als dass sie mit dem Tage verschwinden und so der Mit- und Nachwelt verloren gehen sollten.

Der confessionelle Standpunkt wurde berücksichtigt, doch nicht, wie dies bei den deutschen Geschichtslügen der Fall ist, in den Vordergrund gestellt. Es gibt welthistorische Lügen, die mit dem religiösen Moment nichts gemein haben und gleichwohl eine Widerlegung verdienen.

Und so möge denn dieses Buch grüssend hinausziehen in die Welt und allenthalben freundlichen Gegengruss finden, wo Gleichgesinnte weilen, besonders aber frohen und freudigen Wiederhall erwecken in jener alten Kaiserstadt an der Donau, in der gegenwärtig ein so frisches, geistiges Leben pulsirt und in welcher der eine der geehrten Herren Verfasser noch heute lebt und mit jugendfrischer Geisteskraft wirkt.

Paderborn, im Dezember 1896.

Der Herausgeber.

Das Gesetz der Wüste.

Von Dr. Frhrn. von Helfert.

Wurde der Antisemitismus in Wien und Oesterreich wirklich künstlich erzeugt und gross gezogen?

Die Zeiten sind vorbei, wo, in der alten und mittleren Geschichte, die Juden aus Religionshass verfolgt wurden. Dabei ist aber nicht zu übersehen, dass das Verfahren der Nicht-Juden gegen die Juden, so unmenschlich und grausam es mitunter war, so viel Blut dabei vergossen wurde, nie so weit gegangen ist als das Verfahren der Juden, da wo sie die Oberhand hatten, gegen die Nicht-Juden gegangen ist, ein Verfahren, das bekanntlich nichts Geringeres als die völlige Vertilgung, die „Verbannung", wie der alt-testamentarische Ausdruck lautet, aller nicht-jüdischen Stämme zum Ziel hatte.

Ist es die Stammesverschiedenheit, was den heutigen Anti-Semitismus erzeugt hat? Das würde in einem Staate, wie dem unsrigen, der ab ovo als ein national-gemischter heraus- und herangewachsen ist, schon gar nicht am Platze sein. Auch würde, selbst wenn dies that-

sächlich der Fall wäre, damit die Frage nicht gelöst sein, weil ja dann weiter gefragt werden müsste: Warum ist den Anti-Semiten der jüdische Stamm zuwider, da doch dieselben Personen gegen sonstige Andersnationale nichts einzuwenden finden? Dazu lehrt dem Christen sein Glaube und befiehlt ihm das Wort des Höchsten, alle Menschen als Brüder anzusehen; abermals im direkten Gegensatze zu dem Talmud-Juden, der sich von seinen Rabinern vordemonstrieren lässt: „Dein Gott, der ein eifriger Gott ist, hat nicht wollen, dass Du Dich sollest bedienen lassen von Thieren; darum hat er Dir geschaffen Thiere in Menschengestalt, nämlich die andern Völker, die nur zu Deinem Dienste da sind!“

Wenn also weder die confessionale noch die nationale Verschiedenheit ausreicht, die heutige Erscheinung des Antisemitismus zu erklären, so sind es wohl gewisse Eigenschaften, die der christlichen Gesellschaft den Juden schwer erträglich machen? Doch der Italiener hat ja für den Deutschen, der Franzose für den Engländer und umgekehrt auch so manche Eigenschaften, die ihm nicht recht gefallen wollen, wohl geradezu unbequem sind; gleichwohl hat von einem Antiitalianismus der Deutschen, oder einem Antigallicismus des Engländers, oder einem Antianglicismus des Franzosen als System und Princip, wie dies der Antisemitismus bezüglich der Juden ist, nie etwas verlautet. Nein, der Grund wurzelt tiefer und greift weiter um sich, der Unterschied ist ein wesentlicher und grundsätzlicher, der Antagonismus beruht auf einer radicalen Verschiedenheit, ja einem diametralen Gegensatz der Lebenserscheinungen, der Existenz- und Entwicklungsbedingungen des Ariers im Vergleiche zu jenen der Semiten. Es ist dies keine Sache des Vorurteils, kein Gegenstand der Neigung oder Abneigung, geschweige denn der Leidenschaft, der in so ernsten und wichtigen Dingen keine Stimme gebührt; es ist ein Thema für ruhige

Prüfung und Überlegung, auf welches wir in einem kürzlich erschienenen Buche des Wiener Universitäts-Professors Dr. Adolf Wahrmund*) hingeleitet wurden.

Die europäische erbsässige Bevölkerung gehört dem arischen Stamme an; demselben von der Wurzel aus entgegengesetzt, und darum ein ihr grundsätzlich fremdes Element ist das Nomadenthum, repräsentirt durch turanische und semitische Stämme, von letzteren hauptsächlich durch die Juden und die Araber.

Welches ist das Wesen der Landsässigkeit? Es ist der Ackerbau als der Ursprung und die Grundlage aller anderen stetigen Arbeit; es ist, nicht das Gebundensein an die Scholle, aber die Anhänglichkeit und die Liebe zu ihr, das Heimathsgefühl. „Für den ansässigen Ackerbauer ist die Natur, die ihn umgiebt, heilwaltend, indem sie ihn ernährt, nach dem Masse der Arbeit, die er, dem unwandelbaren Gesetze der Sonnenzeiten sich anschliessend, der Erde zuwendet, und indem sie ihn lehrt, die Vegetation zu schonen, wie die Kraft des Bodens, der sie hervorbringt, und vor Allem den Wald zu ehren, der die atmosphärischen Niederschläge regelt. Die Heimaterde wird ihm von der ethischen Seite heilig durch die Gräber seiner Vorfahren und die lebendige Erinnerung an das, was sie auf diesem Boden gethan und gelitten haben, und vor Allem durch die heilbringende Ordnung, die allmählig durch diese Arbeit und das sie begleitende Denken geschaffen wird, sowohl innerhalb der kleineren Gemeinwesen, als auch über weitere Verbände und Gebiete hin. Darum hat unser Schiller gesungen:

Dass der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ewigen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinen mütterlichen Grund.

*) Wahrmund, Dr. Adolf, das Gesetz des Nomadenthums und die heutige Judenherrschaft. Karlsruhe und Leipzig.

Der Ackerbauer entwirft sich ein Bild von künftigen besseren Zuständen; denn die Verbesserungsfähigkeit derselben ist für ihn unendlich. Er denkt an die verbesserte Lage der Kinder und Enkel und überträgt sein Hoffen und Trachten über das Grab hinaus, schafft seinem Volke eine schönere Zukunft und sich ein Jenseits. Die Gräber seiner Lieben umgeben ihn in nächster Nähe, er verkehrt mit ihren Schatten, hört ihre Stimmen und bevölkert mit ihnen seinen Himmel.“ (S. 34, 63.)

Welches ist nun aber das Gesetz der Wüste? Das direkte Widerspiel von allem eben Gesagten. Das Gesetz der Wüste ist die Drehung, die Veränderung, der Wechsel. Es ist charakteristisch, dass für den Araber die Begriffe „festwohnen“ und „arm und elend sein“ zusammenfallen; dem Armen und Elenden mangelt nach arabischen Begriffen die Fähigkeit, sich vom Flecke zu rühren, „die Armut zwingt ihn zum Wohnenbleiben und wer sich dazu entscheidet, der demüthigt sich und wer am Boden haftet, ist erniedrigt.“ (S. 57) Dieser Faktor des Beweglichen, des Vorübergehenden in den Anschauungen und der Ausdrucksweise des Sohnes der Wüste, im Gegensatze zu dem Beständigen, dem langsam aber nachhaltig sich Fortentwickelnden in der Gedankenwelt und Sprache des Ackerbauers lässt sich bis ins Einzelne verfolgen. Die Arbeit des Ackerbauers ist andauernde Benutzung des Bodens, die des Nomaden rücksichtslose Ausnutzung desselben. „Abweidung“ des Grasnutzens, worauf dann weiter gezogen wird, um sich einen neuen Weideplatz zu suchen. „Der Nomade muss die Gräber der Seinigen hinter sich lassen, und bald hat sie der Wüstensand überrascht und unfindbar gemacht; die Zukunft seiner Kinder kann nur der seinigen gleichen und für seine Phantasie gibt es in derselben nichts zu thun. Dafür lebt er voll und ganz in der Gegenwart“ (S. 63). Die einzige Thätigkeit, die *dem* Nomaden neben seinen täglichen Verrichtungen als

zweckmässig erscheint, ist die Razzia. „Der plötzliche Überfall durch Reiterschaaren, die durch Nichts angekündigt, gleich dem Wüstensturm einherbrausen, ist die Hauptform ihres Krieges“ (S. 7), das Heimkehren mit Beute beladen „das typische Urbild für den Privaterwerb des Nomaden, das sich bis auf diesen Tag, wie der Einschlag im Gewebe, auch durch die Geschäftsthätigkeit der unter uns lebenden Semiten hindurchzieht, des jüdischen Hausirers und Agenten, der über Land geht, um statt mit Schwert und Lanze, mit Schundwaare, Loosen, Antheilscheinen, und statt mit wildem Kampfgeschrei, mit sanftem Gedibber und Geschmuse unsere Bauern auszuplündern und der am Sabbatabend gewinnbeladen heimkehrt zu Weib und Kindern, sowie in höherer Organisation bei den Generalstäblern der Alliance israélite, der die ganze Woche unterwegs ist, um durch Ausspürung ökonomischer Schwächen die Güterschlachtung vorzubereiten. (S. 8.)

So der Semite unter den Ariern als Einzelner. Wie aber ein Semitenstamm als Eroberer eines Landes und als Herrscher darin? Die passendste Antwort auf diese Frage bieten die Worte Josuas 24, 13 über die Besitznahme von Palästina:

> „Ich habe euch ein Land gegeben, worin ihr nicht gearbeitet, und Städte, die ihr nicht erbauet habet darin zu wohnen, mit Weinbergen und Oelgärten, die ihr nicht gepflanzet.“
> (Allioli)

Der Semite als Herrscher ist der Razziant im Grossen, unter dessen Walten alle Cultur zu Grunde geht und alle Arbeit ihre Achtung verliert, weil sie nur den Händen der Unterworfenen, der geknechteten Rajah, anheimgegeben ist. Man sehe, was aus den unter den Römern und Byzantinern in Kunst und feiner Bildung blühenden Balkanländern in den vier Jahrhunderten türkischer Raubwirth-

schaft geworden ist! Sagt doch ein türkisches Sprichwort, dass kein Gras mehr wächst, wohin der Huf seines Pferdes tritt! War es in Spanien anders? „Jene scheinbare Blüthe, die von arabischen und jüdischen Federn so herrlich herausgestrichen wird, beruht nur auf der Betriebsamkeit der aus Afrika herübergezogenen Berbern, die weder Semiten noch Nomaden sind und noch heute in Maroko und Algier das eigentlich betriebsame Element bilden, und weiter hin auf der Sclaverei von Negern und Christen als der arbeitleistenden, wodurch denn auch der Umschwung zu Ende des 15. Jahrhunderts so furchtbar geworden ist und den Charakter einer blutigen Schicksalswende angenommen hat, wie sie das Gesetz des Nomadenthums von Zeit zu Zeit verlangt.“ Gerhard Rohlfs sagt: „Die Araber sind stets Parasiten gewesen und werden es bleiben. Spanien kann froh sein, dass es vordem die Semiten vertrieb. Es ist wahr, es befindet sich nicht im glänzendsten Zustande; aber hätte es diese entsetzliche Bande behalten, dann stünde es heute etwa auf der gleichen Stufe wie Maroko und Tunesien“ (S. 85 f.). Aber noch ein anderes Zeugniss, und das Gewichtigste! „Wie die Araber über die von ihnen eroberten Länder schnellen Verfall bringen“ — mit diesen Worten überschreibt der grösste Geschichtschreiber dieses Semitenstammes Ibn Chaldun eines seiner Capitel, wo es u. a. heisst: das Naturell der Araber sei der Cultur zuwider und zerstöre dieselbe. „Ihr ganzes Wesen ist Veränderung und Umwälzung, welche entgegengesetzt sind der Ruhe, deren die Cultur bedarf. Ihre ganze Natur widerstrebt dem Anbau, welcher doch der Grund der Cultur ist. Seht nur an die Länder, deren sie sich im Namen des Chalifen bemächtigen, wie sie dieselben aller Cultur entblösst, wie sie deren Einwohner ausgeplündert haben, wie Grund und Boden ein anderer geworden ist.“ (S. 11 f.) Der semitische Jude, über alle Länder des arischen Europa verstreut, ist heute noch blosser Razziant

im Einzelnen, obwohl in manchen Ländern, wie vor Allem in Ungarn, bereits in so ausgedehntem Masse, dass ihm nicht mehr sehr viel zur Herrschaft, zur spanisch-arabischen Razzia im Grossen abgeht. Bedarf es unter solchen Umständen für die Reaction des Antisemitismus einer weit hergeholten Erklärung? Die Ungarn haben auch Massen von Zigeunern in ihrem Lande. Der Zigeuner ist den Eingeborenen nicht sympathisch, er gehört einem wildfremden Stamme an, er besitzt Eigenschaften und Neigungen, z. B. seine Langfingrigkeit, die sehr unbequem werden können. Gleichwohl hat man nie von einem ungarischen Antiziganismus gehört Woher kommt das? Der Zigeuner hält sich abseits in seiner Sphäre, nähert sich der christlichen Gesellschaft nur, um sich etwas zu erbetteln oder — „mitgehen zu heissen", mitunter aber auch um ihr in der Art, die ihm zusagt, zu dienen; es ist ja bekannt, dass man im ungarischen Flachland, auch in den Gebirgsgegenden, überall auf Zigeunerschmieden stösst. Ganz anders beim Juden. Der emancipirte Jude greift in alle Kreise der christlich-arischen Gesellschaft ein, breitet sich darin mehr und mehr aus, und macht daselbst im Hingange der Jahre seine Weise und seinen Einfluss geltend. Und dieses ist nicht blos in Ungarn der Fall. Man ziehe einen Vergleich, was in Wien der Advocatenstand, der ärztliche Stand vordem waren, und was sie durch die jüdische Überfluthung geworden sind? Der verblendetste Philosemite wird diesen grellen Unterschied weder abzuleugnen, noch als einen Vorzug, als etwas Heilsames und Rühmenswerthes hinzustellen vermögen. Wohin soll es mit uns kommen, wenn in anderen Berufskreisen mit der Zeit ähnliche Zustände um sich greifen? Der wachsende Grundbesitz des Juden, wo er niemals Arbeiter ist, sondern von dienenden Christen den Landbau betreiben lässt, die allmählige Helotisirung gewisser Gewerbe, wie der Kleider-

macherei, wo das gleiche Verhältniss obwaltet, sind zu offenkundige Thatsachen. Und das Endziel, wenn dies in fortschreitender Progression so weiter ginge? Die Depossedirung der landsässigen arischen Bevölkerung durch die semitischen Söhne der Wüste!

Das sind Erscheinungen, die, noch einmal sei es gesagt, mit Affect und Leidenschaft, mit Antipathie oder Hass nichts zu thun haben, die vielmehr der ruhigen und ernsten Prüfung des Menschheitsphilosophen, aber zugleich in dringendem Masse der Aufmerksamkeit des Staatsmannes bedürfen.

Franz Deák.

Von Dr. G. E. Haas.

Die Verherrlichungen und Verhimmelungen des „Weisen der Nation“ mehren sich anlässlich der Enthüllung seines Monumentes in fast unheimlicher Weise.

Wir halten es an der Zeit, diesem Götzendienst ein Ende zu machen und die Verdienste Deák's auf ihr richtiges Mass zurückzuführen. Deák's hohe Weisheit setzte sich aus einem ruhigen Temperament, aufrichtiger, aber nicht affenartiger Liebe zu seinem Vaterlande, kluger Benützung der Umstände und das rechtzeitige Eintreffen derselben zusammen.

Der „Weise der Nation“ war übrigens ein Vulgärliberaler, wie sie zu Hunderten und Tausenden in aller Herren Länder herumlaufen. Er kannte keinen höheren politischen Zweck, als seinem Vaterlande zu einer Repräsentativ-Verfassung neuester Façon zu verhelfen und übersah dabei, dass ihn die Rechtscontinuität gerade auf die historische Verfassung Ungarns verwies.

Es ist wahr, dass er an den eigentlich revolutionären Acten der ungarischen Regierung keinen Theil nahm und sich von Debreczin fern hielt, aber er hatte zur Erklärung seiner Haltung kein von echter Loyalität und Königstreue eingegebenes Wort, sondern nur die Frage: „Wie kann ich Minister jener Macht sein, welche gegen mein Vaterland Krieg führt und als Friedens-

bedingung die Aufopferung des wichtigsten Theiles unserer nationalen Selbstständigkeit und verfassungsmässigen Freiheit fordert?“

Das ist die Sprache des politischen Logikers, aber nicht die Ausdrucksweise eines Gegners der Selbsthilfe und treuen Unterthans.

Vor mir liegt die „Oesterreichisch-ungarische Revue“, in welcher ein gewisser Dr. Gust. Steinbach seinen Lobpsalm auf Franz Deák anstimmt und sich nicht entblödet, von den Vorfällen in Debreczin Folgendes zu sagen:

„Der Kampf hat begonnen, der Unabhängigkeitskampf, wie man ihn in Ungarn nannte, die Rebellion, wie man sich in Wien ausdrückte. Wir meinen, dass es in dieser Richtung keine Verschiedenheit der Meinung geben könne. Die Absetzung der Dynastie und Erklärung der Republik waren so gewaltsam revolutionäre Handlungen, dass wohl Niemand über die Natur der politischen Action im Zweifel sein kann.

Hätte Deák sich über den Subjectivismus seiner Landsleute erhoben, er würde in den ungarischen Vorgängen nicht minder die nakte Revolution erkannt haben.

Wenn der Verfasser meint: „Was Franz Deák's gesunder Sinn als thöricht und erfolglos bezeichnete, dazu riss Ludwig Kossuth sein Temperament und sein ungezügelter Ehrgeiz hin.“ so mag diese Redensart vielleicht auf den Beifall der enragirten Magyaren rechnen dürfen, nach unserem Codex der politischen Moral hat der Autor seinem Helden damit einen zweifelhaften Dienst erwiesen, nach unserer sittlichen Anschauung hätte Deák das Beginnen Kossuth's und seiner Genossen nicht so wohl als thöricht und erfolglos, denn, als verbrecherisch und im höchsten Grade sträflich bezeichnen müssen.

Deák tritt für die Rechtscontinuität in die Schranken. Das konnte er thun, wie ein Rechtsanwalt für die exmittirten Eigenthümer eines Geschäftes den Process anstrengen

kann. Dass die Ereignisse ihm Recht geben, beweist aber noch nicht, dass er Recht hatte. Zwischen den achtundvierziger Zugeständnissen und dem siebenundsechsziger Ausgleich floss der breite Blutstrom der Revolution, thürmte sich die Grenzsäule der Losreissung Ungarns von Oesterreich, Entsetzung des Hauses Habsburg und Republikanisirung des Landes auf. Wo ist da nun der Faden, der von 1848 auf 1867 hinüberführen sollte? Wir sind keine Anhänger der Verwirkungstheorie und hätten es lieber gesehen, wenn man Ungarn rechtzeitig mittelst Herstellung der Lage von 1847 befriedigt hätte. Wenn es aber auch politisch unklug war, auf dem Schein zu bestehen, so müssen wir doch für die Rechtsgiltigkeit jenes Scheines einstehen. Ungarn wurde mit den Waffen in der Hand zurückerobert, und es konnte sich nur darum handeln, ob man auf den Rath der politischen Klugheit hören oder auf die Gewaltthat der ungarischen Nation wieder mit einem Gewaltstreiche antworten solle.

Als staatsmännisch gebildeter Ungar durfte Deák von keiner Rechtscontinuität reden, wohl aber Nützlichkeitsgründe für die Reactivirung der Sonderstellung Ungarns in's Treffen führen. Es ist richtig, dass dem Kaiser Ferdinand als König von Ungarn Zugeständnisse abgepresst worden waren, die ihm nur den Königstitel übrig liessen, die königliche Gewalt dagegen auf den Palatin als seinem Stellvertreter übertrugen.

Die rücksichtslose Ausbeutung der misslichen Lage des Monarchen, dieser Missbrauch, der mit den Verlegenheiten der Krone getrieben wurde, sollte sich schwer rächen. Man hatte moralisch Unmögliches geheischt und daher die Rücknahme zur Pflicht und Nothwendigkeit gemacht. So kann der Gewaltthäter die Auslieferung von Uhr und Ringen bewirken, aber auch dessen sicher sein, dass der Eigenthümer sobald er kann, die Rückgabe veranlassen wird

Als die Revolution zu Boden lag, war es an Oesterreich, der transleithanischen Reichshälfte das Gesetz vorzuschreiben. Deák rieth zum passiven Widerstand. Es ist aber ein Irrthum, dass dieser siegen musste, er siegte nur, weil sich die diesseitige Reichshälfte als schwächer erwies, weil sich ein Fremdling in der Rolle eines Gutthäters der ungarischen Nation gefiel, weil dieser zugewanderte Herr sein Handwerk nicht verstand und sich höhere Preise zu zahlen bereit erklärte, als der Verkäufer forderte. Aber die Beuste erscheinen nicht jeden Tag auf den Staatsbühnen und überraschen besiegte Völker mit einem bunten Strauss von Privilegien und Auszeichnungen, und die Rumpfparlamente, die dazu pagodenartig nicken und Ja sagen, gesellen sich nicht immer so freigebigen Staatsmännern, die halbe Monarchien verschenken, bei.

Franz Deák war ein Neu-Sonntagskind, dass er eine so seltene Constellation erlebte und sie nach Herzenslust ausbeuten durfte. — Ja, unter solchen Umständen ist es leicht, eine gewisse Mässigung zu beobachten und sich von Affecten nicht hinreissen zu lassen. Wir möchten den heischenden Mann kennen lernen, der noch mit gefüllter Hand zum Schlag ausholte. Eine solche Hand kann sich ja nicht einmal zur Faust ballen, weil sie Mühe hat, ihren Inhalt zu bewahren. Dennoch fehlte es auch an solchen Individuen nicht. Die Mitglieder der Beschlusspartei — Revolutionisten — sträubten sich fortwährend wider den Ausgleich. Unter ihnen befand sich auch jener Staatsmann als Führer, der vor wenigen Jahren noch die Geschicke Ungarns lenkte und jenen Ausgleich zu vertheidigen berufen war, den er ehemals scharf bekämpfte. Nun, unter den Ruinen sich begraben zu lassen, wie der gesinnungstreue Mann des Venetianischen Dichters, hatte Herr von Tisza augenscheinlich keine Lust. Er zog es sichtlich vor: „Seinen Gaul“ — wie das Volkslied sagt —

„an einen grünen Ast zu hängen.“ Aber kehren wir zu unserem Thema zurück.

Auch der „Weise der Nation“ machte gewisse Wandlungen durch. Erst will er von gemeinschaftlichen Angelegenheiten und einer einheitlichen Armee nichts wissen, dann lässt er mit sich handeln und gesteht nicht nur dies, sondern auch die Institution der Delegationen zu.

Als einen lapsus linguae oder calami müssen wir die Berufung Deák's auf die alte Verfassung Ungarns betrachten. Deák meint: „Wir brauchen keine geschenkte Verfassung, wir fordern unsere alte Verfassung zurück, die kein Geschenk war, sondern durch gegenseitige Verträge begründet wurde und sich aus dem Leben der Nation entwickelt hat.“

Liest man diese Worte, so kann darüber kein Zweifel herrschen, dass Deák nicht die achtundvierziger, sondern die althistorische Verfassung wieder hergestellt wünschte, „jene Verfassung, deren Principien Jahrhunderte geheiligt haben.“ Nun, dem alten Herrn konnte geholfen werden, wenn es ihm mit seiner Verfassungstreue ernst war, aber es war ihm damit nicht Ernst, denn er liess die historische Verfassung sogleich in seinem Rockärmel verschwinden, sobald man ihn beim Worte nahm und brachte das neumodische Machwerk von 1848, „dessen Principien keine Jahrhunderte geheiligt hatten,“ zum Vorschein. Deák war aber trotz der gerühmten Geradheit und Ehrlichkeit ein wenig politischer Prestigitateur.

Vollkommen richtig beurtheilt dagegen Deák die Verhältnisse, wenn er es beklagt, „dass man so wenig darnach getrachtet, die Gemüther zu versöhnen; hätte man mit einem Worte nicht blos jede freie Regung unterdrückt, sondern mit Wohlwollen die Ursachen der revolutionären Strömungen zu beseitigen gesucht, dann wäre man vielleicht

kundlich noch so selten ausgebeutete Spanien verbreiten, ist aus seinen früheren Publicationen bekannt. Von der aufopfernden Gewissenhaftigkeit, mit welcher er hiebei vorgeht, liefert die Untersuchung, wer die „hohe Persönlichkeit" sein könne, die gegen Waldstein so scharfsinnige und schwerwiegende Beschuldigungen (II. S. 372—375.) vorgebracht, und die Reise nach Kremsier, die der Verfasser nur für diesen Zweck unternahm, (II. S. 28—35), einen sprechenden Beweis. Dafür ist auch das Ergebniss dieser seiner Untersuchung ein überzeugendes zu nennen.

Gindely's Ausgangspunct bilden die Mittel und Wege, wie der jüngere Sohn eines wenig bemittelten böhmischen Edelmannes zu seinem riesigen Vermögen kam, und es ist nicht zu leugnen, dass nach heutiger Anschauung der Erwerb der Smiřicky'schen Erbschaft, die Querzüge und Schliche mit den confiscirten Gütern und der kaiserlichen Münze Albrecht von Waldstein vor das Strafgericht geführt und eine schwere Verurtheilung desselben zur Folge gehabt haben würden. Bringt Gindely dabei die schon vor W's Erhebung zum General mehr als fürstliche Haushaltung nnd anderseits einen aus W's Handlungen und Kundgebungen hervorleuchtenden masslosen Ehrgeiz in Anschlag, so kommt er zu der Schlussfolgerung, dass der rücksichtsloseste Egoismus die alleinige Triebfeder der Handlungen des Friedländers war, deren Spuren Gindely nun weiter durch den ganzen Verlauf des ersten Generalates verfolgt und überall sichtbar in den Vordergrund schiebt. Diesem Egoismus muss, so sucht der Verfasser zu beweisen, das Interesse des Einzelnen ebenso weichen, wie das des kaiserlichen Dienstes, welcher letztere ihm nur eine neue, und zwar jetzt die stärkste Quelle zur Befriedigung seiner Hab- und Herrschsucht wird; sein letztes Ziel ist nichts Geringeres, als die erbliche deutsche Kaiserwürde, wofür ihm die vorgerückten Jahre Ferdinand II. und die schwächliche Gesundheit des jüngeren Ferdinand

die Pfade zu ebnen scheinen. Dieser Gedanken voll betritt Waldstein seine neue Laufbahn mit der Schaffung eines überwältigenden Heeres, zu dessen unbedingtem Gebieter er sich macht und in dessen Verwendung er sich selbst durch kaiserliche Befehle nicht beirren lässt; mit der Ausbreitung seines Heeres über den grössten Theil von Deutschland, dessen Fürsten und Völker durch endlose Contributionen, deren guter Theil in Waldstein's eigenen Säckel fällt, aber auch durch Gewaltthaten, nur zu häufig haarsträubende Grausamkeiten bis zur Verzweiflung getrieben werden; endlich mit einer Strategie, bei welcher es ihm nur in zweiter Linie um die Niederwerfung des Gegners, ja im Grunde gar nicht um diese, sondern einzig und allein darum zu thun ist, den Krieg nicht enden zu lassen, die deutschen Fürsten um alle Quellen ihrer Macht zu bringen, sich selbst zum alleinigen Gebieter in Deutschland zu machen. Als der Feldherr der Liga im März 1626 an Waldstein eine Forderung wegen Ablassung von Truppen stellt, antwortet dieser hochfahrend: „Das Heer gehört mir, und wie ich allein es zustande gebracht, so will ich auch nach meinen Befehlen darüber verfügen.“ Bald darauf schlägt Waldstein den Mansfeld an der Dessauer Brücke zur Vernichtung, 24. April, verfolgt ihn aber nach Ungarn so langsam, dass ihm sein Gegner entschlüpft, und dass man den kaiserlichen Feldherrn laut der Unschicklichkeit, ja Feigheit beschuldigt, der Palatin ihn sogar als einen „unwissenden Faullenzer“ bezeichnet. Selbst der Kaiser wird jetzt irre an ihm. Aber in der Zusammenkunft, die Waldstein am 25. November mit dem Fürsten von Eggenberg zu Bruck an der Leitha hat, weiss er diesen mit der Darlegung seiner nur auf das Ansehen und die Macht des Kaisers abzielenden Pläne derart zu beschwatzen, dass sein Einfluss am Hofe nur um so mächtiger wird, als er im April 1627 persönlich in Wien erscheint und dem Kaiser die dringenden Um-

stände darlegt, die es ihm unmöglich gemacht, dessen Befehlen zu folgen. Jetzt verlautete an den deutschen Fürstenhöfen: der Kaiser trage sich mit dem Gedanken, die monarchische Gewalt in Deutschland zu stärken, wohinter man aber nur die selbstsüchtigen Pläne Waldsteins zu suchen habe, der darauf ausgehe, die deutschen Fürsten, Katholiken wie Protestanten, klein zu machen, um sich selbst an die Stelle ihrer Aller zu setzen und zuletzt dem Kaiser selbst das Heft aus den Händen zu winden. Dazu müsse ihm noch die Unterdrückung ihrer Unterthanen und die Aussaugung ihrer Länder dienen, worunter namentlich die niedersächsischen Reichsstädte, der fränkische Kreis, die Mark Brandenburg in der schrecklichsten Weise zu leiden hatten (I. S. 268–274, 323–329.) Obwohl nun der Kaiser seinen ebenso schlauen als herrischen Feldherrn mit dem Herzogthum Mecklenburg belehnt, Dezember 1627, zeigt sich dieser so undankbar, dass er dem Befehl seines Monarchen, einen Theil seiner Truppen gegen Mantua zu verwenden, widerstrebt und, als trotzdem Collalto mit dieser Unternehmung betraut wird, nicht dulden will, dass dieses Corps auf Kosten Deutschlands erhalten werde. Die Stimmung im Reich wird jetzt eine so bedenkliche, dass der Hofkriegsrath Questenberg an Waldstein abgeschickt wird, um diesem zu erklären, dass dem Kaiser nichts ferner liege, als ein Umsturz der Reichsverfassung zu dem Zwecke, die Succession im Reiche auf anderem als dem herkömmlichen Wege zu erlangen, September 1628. Endlich gelingt es auf dem Kurfürstentage zu Regensburg, Juli 1630, das Reich von dessem Quäler und Unterdrücker, den Kaiser von einem gefährlichen Diener zu befreien. Man fürchtet noch im letzten Augenblicke, Waldstein werde revoltiren, seine Armee zum Feinde hinüberführen. Es geschieht aber nichts dergleichen. Im Gegenteil, Waldstein empfängt die an ihn abgesandten Kaiserboten mit Ehren und Auszeichnung und entlässt sie

reich beschenkt, denn die Sterne haben es ihm, ehe sie gekommen, angesagt, dass „der Spiritus des Kurfürsten von Bayern über den Kaiser Herr sei.“ In einem in Form und Inhalt glänzenden Plaidoyer (II. S. 306—386) fasst Gindely die Ergebnisse seiner Darstellung zusammen, und es wird gewiss viele Leser geben, die sein unter allen Umständen höchst interessantes Buch mit keiner anderen Überzeugung aus der Hand legen, als zu welcher der Verfasser sie zu leiten beabsichtigt und mit grosser Geschicklichkeit verstanden hat . . .

Berichterstatter gehört zu jenen „Vielen“ nicht, und wird die Gründe seiner abweichenden Meinung dem geneigten Leser auseinandersetzen.

Es fällt mir wahrhaftig nicht leicht, mich zu einem sehr werthen, als Forscher und Darsteller von mir gleich hochgehaltenen persönlichen Freunde in grundsätzlichen Widerstreit zu stellen. Allein einmal gilt der Spruch: Amicus Gindely, amicus Dr. Antonius, sed magis amica veritas. Dazu tritt eine andere Erwägung. Es wurde im I. Artikel gebührend hervorgehoben, dass G.'s neueste zwei Bände als Quellenwerk ihren bleibenden Werth haben, und sicher war es von ihm wohlerwogen, die Ergebnisse der Untersuchung, die er auf dieses urkundliche Material baute, der Oeffentlichkeit zu übergeben, bevor er diese Resultate in seinem grossen Geschichtswerke zur schliesslichen Geltung brachte. Denn wenn nun einer käme und aus demselben Quellenstoff andere Folgerungen zöge, müsste das dem Verfasser nicht der reiflichsten Erwägung werth erscheinen?

G. hat, wie wir gesehen, die unerlaubten Praktiken und krummen Wege, die Waldstein's hab- und herrschsüchtigen Zwecken dienen mussten, zur Grundlage und zum Ausgangspunkte seiner ganzen Argumentation genommen, die nun überall auf die gleiche Spitze hinausläuft: W. habe nur sein eigenes Interesse verfolgt (I. S.

189); nichts als „die Befriedigung seines Ehrgeizes lag ihm am Herzen, dies war ihm Zweck, alles andere nur Mittel“ (II. 203); sein Ziel, „das von keinen idealen Bestrebungen veredelt war, wurzelte nur in seinem Egoismus“ (II. 305). Nun kann die, wie schon früher erwähnt, mitunter an das Verbrechen streifende Art und Weise, wie W. sich bereicherte, nicht geleugnet, noch soll sie entschuldigt werden. Ebensowenig aber ist aus dem Auge zu lassen, dass er hierin nicht allein stand, sondern durchaus der Mann seiner Zeit war. Es wird niemand beifallen, W. als Tugendhelden hinzumalen; allein ebensowenig geht es an, ihn zum einzigen Teufel unter lauter Engeln zu machen. An den gewissenlosen Speculationen mit den confiscirten Gütern und mit der schlechten Münze haben die höchstgestellten Männer theilgenommen, wie ja G. I. S. 35 selbst erklärt, „dass der Kaiser von einem Rattenschwanz ungetreuer oder unwissender Finanzmänner umgeben war“. W. unterschied sich von den andern nicht in der Sache, sondern nur im Grade, weil er der gescheidteste und gewandteste, der schlaueste und berechnendste unter ihnen war und dadurch den grössten Vortheil einzuheimsen wusste. Will man auf die Bestechung hinweisen, deren sich W. an Personen des kaiserlichen Hofes schuldig gemacht, so war ja die Schuld derjenigen, die sich bestechen liessen, mindestens ebenso gross. Wo kein Verkäufer ist, gibt es keinen Käufer. Es war eben eine Zeit, durch jahrzehentlange Kriege und Gewaltthaten verwirrt und verwildert, wo sich alle Begriffe von Recht und Ehre arg verschoben hatten.

Genau dasselbe ist von den militärischen Erpressungen und Brandschatzungen zu sagen. W. hat dieses System nicht aufgebracht. Mansfeld war es, der zuerst den Satz ausgesprochen, dass der Krieg den Krieg erhalten müsse, und alle anderen haben es ihm nachgemacht. Wenn man mit vollem Grund den edlen Tilly und den klugen Gustav

Adolf für ihre Personen hievon ausnimmt, so ist denn doch zu beachten, dass sich der Kurfürst von Brandenburg über das Hausen der ligistischen Soldaten ebenso beklagte wie über das der Friedländischen (vgl. II. 259 f. mit I. S. 171 und dem Berichte Bruneau's II. 224), und dass die Schweden nach ihres grossen Königs Tode es auch nicht besser trieben. Bei W. kam übrigens hinzu, dass er von allem Anfang grundsätzlich darauf angwiesen war, sich selbst Geld zu verschaffen, weil er von Wien, wo man nie eines hatte, nichts erhielt, wohl aber nicht selten um solches angegangen wurde. Als sich der Kurfürst von Sachsen bei Marradas über die Excesse der kaiserlichen Truppen beklagte, antwortete dieser: „es sei schon schwer mit einer wohlbezahlten Armee fertig zu werden, um wie viel schwerer mit einer grossen Menge unbezahlten Volkes“ (II. S. 148 f.) Dass es manche von W.'s Obristen in solchen Dingen ins unerhörte trieben, wie Montecuccoli, „ein echter Leuteschinder“, der berüchtigte Hebron, den W. selbst als einen „Räuber“ qualificirte, ist eben so gewiss, als dass man dies nicht auf Rechnung des Feldherrn schreiben darf, wenn gleich dieser nach dem ganzen System seiner Heereserhaltung seinen Officieren viel durch die Finger sehen musste. Die gleiche Bewandtnis hatte es mit den Einquartierungen, einem Hauptpunkte der gegen W. erhobenen Beschwerden. Am Ende klagten sie alle: Katholiken wie Protestanten, Anhänger des Kaisers wie Genossen der Liga. Keiner der Fürsten oder Städte wollte Soldaten auf seinem Gebiete haben, was zwar sehr begreiflich war, aber doch die Frage gestattete: wo denn dann eigentlich das Heer sein und bestehen sollte? Der Feldherr machte hierbei, so weit es der Kriegszweck forderte, keinen Unterschied. Als sich der Thronfolger über die Einquartierung auf Schweidnitz und Jauer beklagte, antwortete ihm W., dass sich der hohe Herr solches schon gefallen lassen müsse, weil es

sich für ihn nicht blos um die beiden Fürstenthümer handle, sondern darum „Monarcha der Welt“ zu werden (I. S. 290), wie er später, als dem für den geistlichen Stand bestimmten Erzherzog Leopold Magdeburg und Halberstadt zugetheilt wurden, den Kaiser bat, der Prinz möchte um des höheren Zweckes willen vorläufig auf die Einkünfte dieser beiden Stifter verzichten (II. 165).

Um des höheren Zweckes willen! Und welches war dieser? Den Kaiser zum „Monarcha der Welt“ zu machen! Denn wie unser Verfasser von dem Manne, den man als den ideenreichsten Heermeister und Staatsmann des mitteleuropäischen Kaiserreichs seiner Zeit bezeichnen muss, sagen kann, er habe von „idealen Bestrebungen“ nichts gewusst, ist völlig unbegreiflich. So wäre das, was W. in der Brucker Unterredung so klar auseinandersetzte, ohne allen idealen Werth?! So wäre das von Freund und Feind ihm zuerkannte Streben, die Kaisermacht von den Launen wankelmüthiger Unterfürsten unabhängig zu machen, kein ideales?! So wäre der Plan, die Waffen des Kaisers bis nach Constantinopel zu tragen, um das christliche Europa vom Halbmond zu befreien, keine Idee?! Dass sich W. in dem Reiche, das er seinem Kaiser schaffen wollte, die erste Stelle aussuchte, dass seine Blicke zwischen der Lausitz, Mecklenburg, Braunschweig herumirrten, ja sich bis Kur-Brandenburg verstiegen, wer will das dem genialen Manne, der sich fühlte, der sich seines Geistes und Armes bewusst war, für übel nehmen!

W. hatte einen doppelten Feind zu bekämpfen, einen von aussen und einen im Reiche selbst, und das Ereigniss von 1630 zeigte, dass der letztere der gefährlichere war. Die Führer der Liga, Kurfürst Maximilian an ihrer Spitze, waren anfangs für den kaiserlichen General, weil sie hofften, ihn in ihr System einfügen, als williges Werkzeug gebrauchen zu können. Von dem Augenblicke an, als sie merkten, dass er auf eigenen Füssen stehe, eine

selbständige Politik verfolge, begannen ihre Klagen wider ihn, und allerdings von ihrem Standpunkt mit vollem Recht. Denn W. ging ganz ernstlich der Liga zu Leibe, und gleichfalls von seinem Standpunkt mit vollem Recht. Er wollte nicht zwei Mächte im Reiche, sondern eine, und zwar die des Kaisers. Die Liga wollte auch nur eine, nämlich die ihre, während der Kaiser mehr nur repräsentiren, figuriren sollte. Man beachte und erwäge die Forderungen hinsichtlich der Rechte der Kurfürsten, die sie dem Kaiser auf dem Regensburger Tage stellten (II. S. 273) und die Warnungen der kaiserlichen Räthe, dem Kurfürsten Maximilian die oberste Direction der kaiserlichen Kriegsvölker zu geben, weil er sonst „alle Gewalt und Macht im Reiche in die Hand bekäme"!*) Und waren die Kurfürsten nicht daran, sich mit Frankreich zu verbünden (II S. 147 f., 161 f., 260), falls der Kaiser an demjenigen rütteln wollte, was sie ihre Rechte und Freiheiten nannten, worin aber W. nur Hindernisse der Entfaltung einer einheitlichen Macht im Reiche erkannte?

Es wäre nun sehr vieles über W.'s Verhältniss zu Tilly zu sagen; über seine Stellung zum Restitutions-Edict; über die Desertionen aus dem Heere der Liga in das Lager W.'s; über die Uebertritte ligistischer Officiere zu den kaiserlichen und die Versuche W's, hervorragende Officiere der Liga, wie Pappenheim, für den unmittelbaren Dienst des Kaisers zu gewinnen; über die „Ausländer und Protestanten" im Heere W.'s — lauter Punkte, aus welchen die Feinde W.'s, in erster Linie wieder die Ligisten,

*) G. macht II. S. 298 die Randbemerkung, dass der Kaiser „gegen Maximilian Rechte in Anspruch nehmen sollte, auf die er W. gegenüber verzichtet hatte." Nun, das ist doch sehr erklärlich, da W. auch mit der grössten Macht ausgestattet, immer Unterthan blieb, den der Kaiser, wenn er wollte, wieder absetzen konnte, wie es ja thatsächlich geschah, was mit einem Kurfürsten nicht so glatt ging.

ebenso viel Verbrechen des kaiserlichen Feldherrn machten, obwohl sie in manchen dieser Dinge ihrerseits genau dasselbe thaten. Doch wir wollen uns hier nur mit einigen Hauptpunkten befassen.

W., heisst es, war ein „schlechter Unterthan", weil er nicht in allem folgte, was von Wien aus gewünscht, vom Kaiser selbst verlangt wurde; er habe den Kaiser völlig beherrscht und dieser seine Abhängigkeit sehr wohl gefühlt (II. 114); der Kaiser sei „ein willenloses Werkzeug in der Hand W.'s" (II. 162), es seien zwischen ihm und seinem Feldherrn „die Rollen vertauscht" gewesen (II. S. 301) etc. etc. Nun, dagegen wäre denn doch zu bemerken, dass zwischen Unterthan und Unterthan ein Unterschied ist. W. diente dem Kaiser als Feldherr, als Oberbefehlshaber der gesammten Streitmacht, die dem Kaiser zur Verfügung stand, und er wäre, so meinen wir, ein „schlechter Unterthan" und ein schlechter General zugleich gewesen, wenn er sich ohne Einsprache Befehlen aus Wien gefügt hätte, gegen welche seine bessere Einsicht sich sträubte. Nehmen wir den Mantuaner Krieg. W. meinte, der Kaiser möge sich um anderer Mächte willen in keinen neuen Krieg einlassen; die Angelegenheiten des Kaisers seien nicht so in Ordnung, um den Zumuthungen Spaniens genügen zu können; wenn Spanien an Mantua ein Interesse habe, so möge es die dafür nöthigen Truppen selbst bezahlen etc. Hatte W. nicht in allen diesen Punkten Recht? Wohlgemerkt, vom Standpunkte des Kaisers Recht, nicht von seinem persönlich „egoistischen"! Ebenso verhielt es sich mit den Wiener Wünschen oder Befehlen über die Dislocation seiner Regimenter, über die Verminderung seiner Armee, über die Entlassung von Truppen u. dgl. W.'s Gegner meinten freilich, dass die von W. nicht im Felde verwendeten Regimenter „zu nichts anderem dienen sollten, als ihrem General die für ihn nothwendigen Contributio-

nen zu sichern und sich nebenbei nach ihrem Willen gütlich zu thun". (I. S. 170 f.) Allein W. wusste sehr wohl, was er that. Abgesehen davon, dass er wegen der für die Erhaltung seines Heeres nothwendigen „Contributionen" ein ausgedehntes Gebiet brauchte und dass er dabei, was ihm nicht minder hoch stand, die Truppen der Liga mehr und mehr in den Winkel drückte, hatte er niemals das blos augenblickliche Bedürfniss, sondern stets zugleich die Eventualitäten der Zukunft im Auge. So hatte er das Manöver Mansfeld's nach Schlesien und von da nach Ungarn lang bevor es eintrat in Rechnung gezogen, und war darum seine Weigerung, sich durch die Entsendung einiger Regimenter, wie man seitens der Liga verlangte, gegen die Weser hin zu schwächen, vollkommen begreiflich. Er durchschaute frühzeitig die Absichten Gustav Adolf's auf Deutschland, und so sehr er sich sträubte, einen Theil seiner Truppen nach Italien zu schicken, so bereitwillig sandte er unter Arnim einige Regimenter dem von den Schweden bedrohten König von Polen zu Hilfe. Er war kein Schlachten-Feldherr, der seine Eitelkeit darein setzte, so und so viel einzelne Siege zu verzeichnen, oder sich sagen zu können, er habe mit einer geringen Macht einen doppelt so starken Gegner überwunden. Er hatte den schliesslichen Erfolg im Auge und sagte sich anderseits, dass sein Heer alles war, über was der Kaiser zur Zeit zu gebieten hatte, dass er daher sicher gehen musste und nicht ohne Noth die Chancen des Kriegsglückes herausfordern durfte. So wäre denn, meines Bedünkens, auch die „langsame Kriegsführung", die man W. namentlich im ungarischen Feldzuge zum Vorwurf macht, anders aufzufassen, als es gewöhnlich geschieht. Abgesehen davon, dass W. damals besonders stark am Podagra litt, dass er gewiss nicht ohne Grund über Mangel an Verpflegung klagte und dass seine, wenn auch langsame, Kriegsführung gleichwohl den

Doppelerfolg hatte, den Kaiser durch die Entweichung Mansfeld's und die Friedensstimmung Bethlen's von zwei Gegnern zugleich zu befreien; war es ihm in der That darum zu thun, dass der Krieg nicht ein vorschnelles Ende nehme, weil sonst kein Grund vorhanden gewesen wäre, das kaiserliche Heer beisammen zu halten, was angesichts der grossen Gefahren, die W. von jenseits des Rheins und jenseits des baltischen Meeres sich aufthürmen sah, unerlässlich war. Anderseits widerstrebte es ihm, blos die ligistischen Truppen auf den Beinen zu lassen, weil sonst, wie er ganz richtig sagte, nicht der Kaiser, sondern die Liga über Deutschland gebieten würde.

W. ist überhaupt eine geschichtliche Erscheinung, die man im Guten wie im Bösen nicht mit der Krämerelle messen darf. Wie es Schiller mit dem Scharfblick des Genius erkannt, W. hatte stets das Ganze und Grosse, das Allgemeine im Auge. Weniger denn je ist es darum bei einer Persönlichkeit solchen Massstabes am Platze, sich an einzelne Aeusserungen — ganz abgesehen davon, dass vorerst die Bürgschaft ihrer wort- und sinngetreuen Wiedergabe gegeben sein müsste — zu halten oder gar unverkennbarem Geträtsche nachzugehen. Das ist der Fall mit der bereits oben erwähnten Angabe Padevin's: „Das Heer gehört mir" etc., mit der Drohung des Kriegs-Commissärs Metzger: „Es wird nicht gut im Reiche sein, so lang man nicht einem Kurfürsten den Kopf zwischen die Beine legt" (II. S. 227); mit der Angabe, W. habe einen Kämmerer hängen lassen, weil ihn derselbe in der Nacht aufgeweckt (I. S. 74) und mit hundert anderem derartigen Klatsch. Als W. im April 1627, wo man ihn dringend in Wien erwartete, sein Ausbleiben mit einem heftigen Gichtanfall entschuldigte, waren seine Neider und Feinde gleich mit Zischeleien bei der Hand: „Das sei eitle Vorspiegelung, er wolle nicht *kommen.*" Nun zeigte sich aber, dass W. in der That in

Prag in hohem Grade leidend gewesen, dass er, noch nicht völlig hergestellt, „in einer Sänfte“ in Wien anlangte, wo er dann fortwährend zu Bette lag und bei keiner Rathssitzung erscheinen konnte (I. S. 220 f.). Von den scheinheilig besorgten Mienen aus Anlass seiner Absetzung: „er werde sich widersetzen, seine Armee zum Feind hinüberführen“ etc. und von der thatsächlich entgegenkommenden Haltung W.'s bei dieser Gelegenheit war schon die Rede. Wir haben also hier zwei sehr auffallende Beispiele von Muthmassungen und Anschwärzungen, die auf weniger als auf Sand, die rein in die Luft gebaut waren! Denn es geht keineswegs an, däucht mich, die Katastrophe von Pilsen und Eger, die ihre eigene Geschichte hat und ihrer eigenen Prüfung bedarf, vorgreifend hier herbeizuziehen. Hier haben wir es einzig mit dem ersten Generalat zu thun, und für diese Periode erscheinen uns alle auf hochverrätherische Pläne W.'s hinauslaufenden sogenannten Anklagen nichts als Wind, Wind, Wind!

Ruhen etwa die so stark betonten Deuteleien des „Personaggio grande“ auf einem solideren Fundamente als dem Geiste und der Phantasie ihres Ausheckers? Wir müssen uns dabei von vornherein gegen die Behauptung verwahren, jene Vermuthungen träten „aus dem Bereiche leerer Anschuldigungen heraus, wenn sie von andern gleich gewichtigen Persönlichkeiten getheilt werden“ (II. S. 24). Also gälte hier das „Fama crescit eundo“ nicht? Also fände Don Basilio's Characterisirung des Calumniare audacter hier keine Anwendung? Unseres Dafürhaltens geben hundert Verleumdungen nicht ein Quentchen Wahrheit und hundert Muthmassungen nicht ein einziges „Zeugniss“, daher uns dieser letztere Ausdruck II. S. 26 nicht glücklich gewählt scheint. An und für sich hat es mit den Spintisirungen jener „hohen Persönlichkeit“ seine eigene Bewandtniss. Lobkovic spricht von der Verschlossenheit W.'s, so dass kein Mensch, dass nur Gott allein auf den

Grund seines Herzens blicken könne, da er sich nicht einmal seiner Gemahlin anvertraue (II. S. 2) — und gleichwohl will derselbe Lobkovic hinter die geheimsten Anschläge des Friedländers gekommen sein? will er die Berechtigung haben auf blos äusserliche Voraussetzungen hin die schwersten Anklagen gegen W. zu erheben? Jener Franzose verlangte nichts als drei Worte, um den Aeusserer derselben an den Galgen zu bringen. Die „hohe Persönlichkeit" bedarf keiner Worte, noch weniger Handlungen, sie begnügt sich mit Combinationen möglicher Ereignisse, in deren Mitte sie willkürlich die Schachfigur des Friedländers hineinstellt: „Der Kaiser sei alt und hergenommen; Erzherzog Ferdinand sei keine so kräftige Natur, dass ihn der doppelt so alte W. nicht überleben könne; es liesse sich also denken, dass der Prinz rasch zugrunde gehe, der Vater ihm schnell nachfolgte, und dann" etc. (II. S. 23 f.) Unter den Männern, deren Auslassungen mit jenen des Personaggio grande übereinstimmten, steht obenan der Capuciner Alexander de Hales (II S. 14 f.), der damit dem Herzog von Bayern sehr zu Gefallen sprach. Als Maximilian erfuhr, W. habe gegen den spanischen Gesandten geäussert: „wenn es käme, dass der Kaiser und der Thronfolger mit dem Tod abgingen, würde er für die Erhebung Spaniens auf den Kaiserthron wirken", entgegnete der Kurfürst: „W. wolle damit nur seine eigenen Anschläge verdecken" (II 371.) Auch J. Bruneau erwähnt den Argwohn, den man in gewissen Kreisen gegen W. nähre, und fügt bei: „Einige denken noch schechter von ihm, sie glauben, sein Ehrgeiz reiche so weit, dass er dem Kaiser und dessen Hause einen tödtlichen Schlag versetzen wolle" (II 226.) Konnte der Wahnwitz boshafter Anschwärzung weiter gehen?!

Ferdinand II. blieb all das nicht verborgen; denn derlei Redereien unterhielten ja die Neider des mächtigen Friedländers nicht, um einander zu vergnügen, sondern damit

dieselben zu den Ohren des Kaisers gelangten, der aber nicht so leicht zu gewinnen war. Es ist sehr zu bedauern, aber schliesslich ebenso wohl zu begreifen, dass die Missgunst in der Auffassung des Characters W.'s den gleichen Fehler in der Beurtheilung Ferdinand's nach sich gezogen hat. Die Schlussworte II. S. 386 sind wohl das unfreundlichste, das sich über einen Herrscher sagen lässt, der denn doch, so viel ihm von seinen Gegnern vorgeworfen werden mag, zu den hervorragendsten Erscheinungen in der Reihe der Habsburger zählt. So soll denn auch Ferdinand nur darum „taub" gegen alle Klagen über W. geblieben sein, „weil sie ihn in seiner Ruhe störten"! (II 348.) Erfahren wir nicht aus Ferdinand's eigenem Munde andere, achtenswerthere Beweggründe? Der Kaiser, so wird uns von wohlwollender und wohlunterrichteter Seite berichtet, sträube sich dagegen, dem Herzog „im Ernst etwas zu befehlen", weil er ihn, der ihm so gute Dienste geleistet, nicht beleidigen wolle. Ferdinand II. will von einem gewaltthätigen Schritte gegen W. nichts wissen, „weil sich dieser keiner Untreue gegen ihn schuldig gemacht" (II 21); weil sich nichts gefunden habe, die erhobenen Anschuldigungen zu begründen (II 48). „Ich weiss, dass ich von diesem Manne nicht hintergangen werde", habe der Kaiser W.'s Anklägern erwidert (II 357.)

Allerdings traten in einem Cardinalpunkte der gewissenhafte Kaiser und dessen kühner Feldhauptmann in einen grundsätzlichen Gegensatz zu einander. Denn wenn jener dem Mainzer Domherrn Reinhard v. Metternich versicherte: „So wahr ich das Antlitz Gottes zu schauen hoffe, kommt es mir nicht in den Sinn, die Freiheiten der deutschen Fürsten anzugreifen" (I 374, II 346), so wissen wir, dass W. bis zu Ende nicht aufhörte, in diesen „Freiheiten" und den daraus hervorgehenden Anmassungen der Unterfürsten das Unheil des Reiches zu erblicken. Aber wenn sich dieser Gegensatz, wie schon angedeutet, aus

der verschiedenen Anlage dieser beiden Charactere erklärt, so wird man kaum anstehen, die Haltung des Kaisers in dieser Frage für die subjectiv edlere, die Anschauung des gewaltigen Friedländers für die objectiv richtigere zu erklären.

Der Besuch der Prinzen von Orleans im Jahre 1836 in Wien.

Von Dr. G. E. Haas.

Es gab eine Zeit, in welcher die Regierungsmethode Louis Philipps als die Quintessenz aller Staatsweisheit, als die Blüthe des Nachdenkens über die Bedingungen eines glückseligen Zustandes der menschlichen Gesellschaft gepriesen und angestaunt wurde. Es fiel Niemanden ein, nach dem Rechtstitel des Herzogs von Orleans auf dem Thron seines Vetters — Carl X. — zu fragen; das vorherrschende Gefühl auf dem europäischen Continent war das der unbedingten Bewunderung der equilibristischen Kunststücke des Bürgerkönigs, der als Repräsentant der besten aller Republiken galt und mit seinem chirurgischen Etuis und historischen Regenschirm die Herzen bezauberte.

Als die französischen Prinzen nun plötzlich, es war am 29. Mai 1836, zum Besuch in der österreichischen Hauptstadt anlangten, da flog den königlichen Jünglingen die Sympathie der Bevölkerung zu. Die Prinzen konnten sowohl von Seite des kaiserlichen Hofes, der sich die Gesetze des politischen Anstandes und der Delikatesse stets vor Augen hielt, als des Publikums auf den freundlichsten Empfang zählen. Dieser Besuch entsprang aber einem politischen Rechnungsfehler und aus väterlicher Liebe begangenem Irrthum, über welchen uns „Thureau-Dan-

gin" im III. Bande seiner „Historie de la Monarchie du Juillet" — freilich von einseitig französischem Standpunkte — wünschenswerthe Aufschlüsse ertheilt. Wir aber glauben der historischen Wahrheit einen kleinen Dienst zu erzeigen, wenn wir Thureaus Irrthümer zusammenfassen und sie, soweit uns dieselben falsch erscheinen, berichtigen und ihnen die Thatsachen, wie wir sie aus Metternich's Munde erfahren, entgegenstellen.

Louis Philipp verfiel — selbst französischer Quellen zu Folge — nach Art zahlreicher antiker und moderner Vorbilder und nach dem jüngsten Muster, das er vor sich hatte, der Tantalusqual aller Usurpatoren, den legitimen Monarchen zwar an materiellen Machtmitteln ebenbürtig, an Herkommen und Recht aber ungleich, ja untergeordnet zu sein. Der revolutionäre Thronanmasser, ob er Napoleon oder Louis Philipp heisse, wünscht so sehnsüchtig als der ehemalige Roturier, dessen Wiege in einem Dachstübchen oder wohl gar innerhalb der Umfriedung eines Getho's stand, als vollwichtig genommen und für echt erkannt zu werden oder doch seinen Nachkommen eine solche Anerkennung zuzuwenden. Kratzt der Emporkömmling auch in den ersten Jahren seines mit republikanischen Einrichtungen umgebenen Thrones die Lilien eigenhändig vom Kutschenschlag weg, singt er auch mit leiser Stimme die Hymne des Aufstandes und der Befreiung mit, um der Partei des Umsturzes zu schmeicheln, so freit er in den darauf folgenden Regierunsjahren für den fils ainé, um die Töchter der ältesten und legitimsten Herrschergeschlechter. Es ist nicht angenehm, von Jemandens Gnaden, am wenigsten von des Volkes Barmherzigkeit, über ein Land zu herrschen und sich vermöge dieser seltsamen Provenienz von der Gesellschaft der regierenden Häuser ausgeschlossen zu sehen. Das war Louis Philipps Fall. Er hatte die Gefühle der Nation

im Beginne seiner Regierung zu schonen und war darum genöthigt, in der auswärtigen Politik einen Sonder-Standpunkt einzunehmen. Nur mit Grossbritannien, als einem freien Lande, konnte eine Annäherung gesucht und gefunden werden. Gegen die Continentalmächte beobachtete Frankreich eine kühle, beinahe ablehnende Haltung, die freilich nicht in Feindseligkeit umschlagen durfte und es kostete schwere Mühe, zwischen den Extremen die richtige Mitte zu wahren.

Während die Leiter der auswärtigen Angelegenheiten der Juli-Monarchie so dachten, war der Bürgerkönig anderer Meinung. Er wünschte aus den bereits angedeuteten Gründen die Herstellung von Beziehungen, die allgemach zur Freundschaft mit den Continentalmächten führen konnten und sah sich in seinen Absichten von Talleyrand wesentlich unterstützt. Letzterer schrieb an Thiers, als dieser sein erstes Ministerium bildete: „Dass Alles darauf ankomme, das Misstrauen der Höfe gegen die Juli-Monarchie zu beseitigen". „Monsieur, l'Europe vous attend," rief er Thiers zu, und Thiers entschloss sich, auf die Pläne Louis Philipp's und Talleyrand's einzugehen. Die von Thiers dem französischen Botschafter Sainte-Aulaire ertheilte Instruction bezeugt den ernsten Willen der Annäherung. Er drückte damit nur den eigensten Gedanken seines Souveräns aus, welcher von einer Theilung Europas, in liberale und conservative Grossmächte, nichts wissen wollte. Thiers fügte aber aus dem Schatze seiner eigenen Ideen noch den Gedanken hinzu, dass es sich nicht darum handle, eine continentale Grossmacht von den beiden Andern loszulösen, um mit ihr ein Bündniss wider die übrig Gebliebenen zu schliessen, sondern sich mit dem status quo zu befreunden und mit allen drei Grossmächten auf gutem Fusse zu stehen.

Da ein gutes Einvernehmen zwischen allen continentalen Grossmächten ohne Ausnahme den Absichten des

österreichischen Hof-, Haus- und Staatskanzlers vollkommen entsprach, so drückte dieser auch seine Befriedigung mit dem politischen Programme Thiers rückhaltslos aus. Thiers erklärte die Erhaltung des status quo für den Ausfluss der höchsten Weisheit und Fürst Metternich war nie anderer Ansicht gewesen. Nichts natürlicher, als dass sich die beabsichtigte Annäherung thatsächlich vollzog. Dabei konnte sich der österreichische Premier freilich nicht der Besorgniss entwinden, dass Thiers nicht den nöthigen Einfluss und das moralische Uebergewicht besitze, um Dauerhaftes zu schaffen. Thiers ermangelte indessen nicht, seinen Worten die entsprechenden Thaten folgen zu lassen. Er bekämpfte den Schweizer-Radicalismus und unterstützte die Forderungen Oesterreichs, er verhinderte, dass die Krakauer Frage zu einem casus belli hinaufgeschraubt wurde. Die wahre Ursache der Wendung in der auswärtigen Politik unter der Leitung Thiers bezeichnet der Autor mit den Worten: „Il prétendait rompre avec éclat le blocus matrimonial établi autour de la dynastie nouvelle par les influences légitimistes, et aller chercher la femme du jeune duc d'Orleans au coeur même de la veille Europe dans la famille impériale d'Autriche.“ Ein Satz, der im Munde des Bürgerkönigs dahin lautete: „Man müsse das unternommene Werk durch Entkleidung seines revolutionären Ursprunges vervolständigen.“ Nach Louis Philipp wurde die revolutionäre Makel durch den Trauschein, welcher die Vermählung des ältesten Sohnes mit der Tochter eines legitimen Fürsten bezeugt, ausgetilgt.

Thiers war unklug und unerfahren genug, auf den Gedanken des Königs einzugehen, der Anklang, den sein Programm bei Metternich fand, bestärkte ihn in der Hoffnung das Lieblingsproject Louis Philipps mit Leichtigkeit durchzusetzen.

Der Verfasser entwirft ein nach seiner Ansicht höchst

schmeichelhaftes Bild des Prinzen, der mit einer österreichischen Prinzessin verheiratet werden sollte. Ist das Bild aber wirklich porträtähnlich, dann hatte man in Wien noch mehr Gründe, als wir bisher wussten, auf der Huth zu sein. Er war durchtränkt und gesättigt mit der Idee der Juli-Revolution und bis zum Uebermass nach der Volksgunst begierig und nach ihr haschend. War das der Charakter des Herzogs von Orleans, so war er für Alle, die ihr Loos mit dem seinigen verbanden, gefährlich. Was blieb dem Sohne, nachdem der Vater die Monarchie mit republikanischen Institutionen umgeben hatte, noch übrig, als die Republik zu erklären? Durch irgend einen Rückschritt, der ja gar nicht der revolutionären Idee, mit der der Herzog durchtränkt war, entsprochen hätte, mochte der Beifall des Publikums, nach dem er so sehr geizte, nicht wohl errungen werden. Er musste sich in der Folge enthaupten, wenn er den Bürgerkönig an Volksthümlichkeit übertreffen wollte. In den Tuilerien empfand man längst eine Schwäche für die österreichische Alliance. Namentlich war es die Königin Marie Amélie, welche einem solchen Bündniss, als Enkelin Maria Theresia's, das Wort redete. St. Aulaire erhielt von ihr bei Antritt seines Wiener Postens den Auftrag, förmliche Studien über die Prinzessinnen des österreichischen Hofes zu machen und St. Aulaire, der 1833 in Wien eintraf, machte sie und empfahl die Prinzessin Therese, Tochter des Erzherzogs Carl, als diejenige, welche sich am besten zur Braut des Herzogs von Orleans eignete.

Thureau stellt St. Aulaire als vollendeten Diplomaten hin. In Wien war man nicht ganz derselben Meinung und der Umstand, dass sich St. Aulaire so rückhaltlos der ihm gestellten Aufgabe unterzog und nur so unter den Prinzessinnen wählen zu dürfen glaubte, berechtigt zu bescheidenen Zweifeln an der ihm zuerkannten ausserordentlichen diplomatischen Befähigung. Die Fürstin Melanie

Metternich schildert den französischen Botschafter, der den Ausspruch: „la diplomatie est le savoir-vivre“ gethan, als einen Mann von wenig savoir-vivre oder mindestens als einen wunderlichen Kautz. Erzherzog Carl aber, der Sieger von Aspern, gilt dem Verfasser als liberal von Gesinnung und für Frankreich eingenommen. Die Prinzessin soll die väterlichen Sympathien getheilt haben. In Oesterreich weiss man nur, dass Erzherzog Carl die militärischen Vorzüge seiner Gegner völlig anerkannte, dass er sich von nationalen Vorurtheilen frei hielt, dass er ein zärtlicher Vater und Gatte war, dass er hoch wie niedrig freundlich behandelte. Liberal in dem Sinne, dass er für Constitution und Repräsentativ-Verfassung geschwärmt hätte, war der Erzherzog nie.

St. Aulaire lässt der kaiserlichen Familie in seinem Berichte die vollste Gerechtigkeit widerfahren, wenn er sagt, dass die ausgezeichnet sittliche Lebensführung der kaiserlichen Familie das vorzügliche Beispiel, das sie den in dieser Schule erzogenen Prinzessinnen gab und die Rücksicht auf das hervorragende moralische Moment den König und die Königin bestimmten, ihre Wahl auf eine österreichische Prinzessin zu lenken und dass alle anderen Rücksichten zurücktreten mussten. Minder günstig war die Hauptperson gewesen, der Herzog von Orleans für das österreichische Bündniss gestimmt. „Er war von der Idee des Jahres 1830 viel zu sehr eingenommen, um gegen eine österreichische Alliance nicht einen gewissen Widerwillen zu hegen.“

Der Herzog von Broglie, klüger als Thiers, und St. Aulaire, widerstrebte und stellte die Ablehnung des Wiener Hofes in Aussicht. Broglie's Nachfolger, M. de Rigny, liess Metternich durch St. Aulaire ausholen, ob die Herzoge von Orleans und Nemours in Wien auf freundlichen Empfang zu rechnen hätten. Die Antwort lautete, wie das ja bei den guten Beziehungen zwischeu beiden Höfen

nicht anders zu erwarten stand, bejahend. Sobald aber die mit der Reise verbundene Absicht zu Tage trat, sparte der Kanzler keine Mühe, das Reiseproject zu hintertreiben. Der indessen eingetretene Tod des Kaisers — Franz I. rückte Alles in weite Ferne.

Man hätte nun glauben sollen, dass Louis Philipp das ganze Project nach den gemachten Erfahrungen bei Seite legen würde, aber die Idee der österreichischen Heirat hatte bei ihm so feste Wurzeln gefasst, dass er, die Umstände für günstiger haltend, alsbald wieder auf seinen ursprünglichen Plan zurückkam. Louis Philipp gab in Wien zu verstehen, dass er persönlich eine eventuelle Zurückweisung ruhig hinnehmen würde, aber für seinen Nachfolger nicht einstehen könne und schloss mit den an St. Aulaire gerichteten Worten: „Rappelez-le au prince de Metternich, mon cher comte, il n'a pas de temps à perdre, car ce n'est pas de vieillesse que je dois mourir."

Der Autor entwirft nun ein Bild der Ueberlegenheit und des Einflusses, welche Metternich in jener Zeit zukamen und lässt sich zu so handgreiflichen Uebertreibungen hinreissen, dass sein Urtheil schon dadurch auch für die folgenden Ereignisse verdächtig wird. Ja — Fürst Metternich genoss eines grossen Ansehens, aber dieses ging nie so weit, dass sich die Erzherzoge — wie Thureau will — „comme des caporaux devant un officier" um den Kanzler herum geschaart hätten. Fürst Metternich war von Franz I. hoch geschätzt, dieser Monarch aber ein viel zu selbständiger Charackter, um sich irgendwie willenlos leiten zu lassen. Der Autor nimmt nun an, dass nach dem Ableben des Kaisers sich eine geheimnissvolle Macht erhoben habe, der sich der Kanzler unterordnen musste, „elle s'appelait la volonté de la famille impériale."

Als Repräsentantin dieses „Willens der kaiserlichen Familie" bezeichnet der Verfasser die Erzherzogin Sophie. Er nennt sie „imbue des Idées du Czar".

Man sollte nicht an die Möglichkeit glauben, dass ein halbes Jahrhundert genüge, aus der Geschichte einen Roman zu construiren und dass der Verfasser dieses Romanes auf den Titel eines Historiographen ernsten Anspruch erheben könnte!

Es ist richtig dass Metternich nach Franz I. Tod seine Machtsphäre eher beschränkt als erweitert sah, aber nicht durch die Erzherzogin, sondern durch die Bureaukratie, welche nun ihr Haupt erhob und die Absichten des Staatskanzlers nicht selten durchkreuzte, nicht durch jene Prinzessin, welche weise Selbstbeschränkung übte, sondern durch den Präsidenten der Hofkammer und die gesammte Schreiber-Clique, welche namentlich den Alter ego des Kaisers, Erzherzog Ludwig, umlagerte. Aber auch dieser Factor übte auf das Schicksal des französischen Heiratsprojectes keinen Einfluss aus.

Fürst Metternich liess St. Aulaire auch nicht einen Augenblick über seine Art die Dinge anzusehen im Zweifel. Er gab ihm deutlich zu verstehen, dass er den französischen Plan zu fördern ausser Stande sei. Was konnte man in den Tuilerien mehr als diese runde und nette Erklärung wünschen? Es bedurfte bei dem Staatskanzler keiner Beeinflussung durch ein Mitglied des kaiserlichen Hauses. Metternich vermochte der Absicht Louis Philipps aus eigener Ueberzeugung nicht beizuflichten und aus seinen nachgelassenen Papieren ist klar zu ersehen, wie wenig er dem Stern des Bürgerkönigs vertraute und wie er das klägliche Ende des Bürger-Königthums bis zum Ueberdruss oft voraus verkündigte. Die Sprache des Staatskanzlers war so stark und deutlich, dss sich selbst St. Aulaire genöthigt sah, von Verfolgung des königlichen Projectes abzurathen. Er wünschte sogar, dass die in Aussicht gestellte Prinzenreise nach Wien unterlassen werde. Vielleicht wäre Louis Philipp ohne Thiers davon abgestanden, aber dieser Staatsmann traute sich die Macht

und den Einfluss zu, das Project zu einem guten Ende zu führen. Unglücklicherweise fühlte sich der Herzog von Orleans durch den Widerstand gereizt und begehrte nun selbst, was er früher verschmäht hatte. Metternich sagte, obgleich ihm die Prinzenreise so ungelegen als möglich kam, einen den freundlichen Beziehungen der beiden Grossmächte entsprechenden Empfang zu. Der Prinz von Preussen war schon über diesen formell-freundlichen Empfang der Prinzen in Wien ausser sich und gestand „Bunsen", dass ihm der blosse Gedanke ganz unglücklich mache. Czar Nicolaus erblickte darin ein trauriges Zeichen der Zeit. Die beiden Prinzen langten am 29. Mai in Wien an. Sie gefielen in Wien und wir erinnern uns persönlich des günstigen Urtheiles, das die Gesellschaft über die fürstlichen Jünglinge fällte. Hätte es von den leichtlebigen Wienern abgehangen, der sehnliche Wunsch des Bürgerkönigs würde anstandslos in Erfüllung gegangen sein.

Im Hause des Erzherzogs Carl erfreuten sich die Prinzen einer freundlichen Aufnahme. Der Herzog von Orleans, durch die Geradheit seines erzherzoglichen Wirthes ermuthigt, ging unmittelbar auf sein Ziel los und warb bei dem Vater um die Hand der Prinzessin. Das war vielleicht kühn, gewiss aber das unklügste, das er thun konnte. Er durfte nicht, wie Cortez die Schiffe hinter sich abbrennen und sich dadurch den Rükzug abschneiden, da man zwar eine Stadt, aber keine Prinzessin im Sturm erobern kann. Der Erzherzog bemerkte mit vollem Rechte, dass die Familienmitglieder des allerhöchsten Hofes der Zustimmung des Oberhauptes zur Heiratsschliessung bedürften, der Autor dagegen ist schlecht berichtet, wenn er den Erzherzog vor den Staatskanzler citiren und Besorgniss für das Wohl und Wehe seiner Kinder äussern lässt. St. Aulaire begab sich zum Staatskanzler und drängte ihn in sehr undiplomatischer Weise sich des Heirats-

projectes anzunehmen, konnte von ihm aber nicht mehr als die Zusicherung erhalten, dass er keine Gründe, die sich dieser Verbindung entgegenstellten, kenne.

Schliesslich geschah, was geschehen musste, es folgte eine der Form nach untadelige Ablehnung des gestellten Antrages und nun gehen die französischen und österreichischen Berichte weit auseinander.

Wir wissen von dem Fürsten Metternich und seiner Gemahlin, der Fürstin, dass die Persönlichkeit des Herzogs von Orleans dem Erzherzog Vertrauen einflösste und der Prinzessin Therese nicht missfiel, dass der Erzherzog als Privatmann nicht gezögert haben würde, das Schicksal seiner Tochter in die Hände des Herzogs zu legen. Das ist aber auch Alles und Alles. Wenn St. Aulaire von dem tiefen Schmerz berichtet, der die erzherzogliche Familie in Folge der Zurückweisung durch den Erzherzog Ludwig und Metternich erfasst hätte, so musste er eine sehr lebhafte, ja zügellose Phantasie besessen haben. Der Erzherzog kannte den Duc d'Orleans erst seit wenigen Tagen, die Herzogin Therese nicht länger und weder Vater noch Tochter waren einem Liebeszauber zum Opfer gefallen, woher sollte denn unter diesen Umständen die Trauer rühren, von welcher St. Aulaire delirirt? Der Autor lässt die Prinzessin nach den Notizen St. Aulaire's in Ohnmacht sinken und nach zurückgekehrter Vernunft (?) in die Worte ausbrechen: „Ihn und keinen Anderen!“ Selbst Erzherzog Albrecht wird in's Mitleid gezogen. Er soll seinen Vater aufgefordert haben, unmittelbar bei der Person des Kaisers Schritte zu thun.

Nun muss man aber wissen, dass Erzherzog Carl nicht der Mann war, an Scenen Gefallen zu finden und noch weniger solche zu veranstalten, dass er seine Kinder zum Gehorsam erzogen hatte und nicht zu unverlangter und vorlauter Rathsertheilung. Nun muss man sich gegenwärtig halten, dass Erzherzogs Albrecht als Jüngling bereits

versprach, was er als Mann hielt, einen Charakter, der, treu dem Gesetze, gehorchte und Gehorsam forderte.

St. Aulaire wagt es, den Erzherzog Carl eine sehr bedenkliche Scene in Gegenwart Fremder und der Dienerschaft spielen, ihn weinen und schluchzen und den obenerwähnten Vorgang erzählen zu lassen. Wenn der Verfasser in einer Note bemerkt, dass St. Aulaire besser wissen konnte, was vorging, als Frau von Metternich, deren Bericht von den Aufzeichnungen des Botschafters so sehr abweicht, so befindet er sich im Irrthum, denn wir wissen aus dem Munde der Frau Fürstin, dass sie genau von dem, was geschehen, unterrichtet war und erhielten die Bestätigung der Wahrheit von Seite des Staatskanzlers selbst.

Die Aussagen der beiden klassischen Zeugen stimmen aber in dem Punkte überein, dass Erzherzog Carl sich, ohne dass es grosser Ueberredung bedurfte, der Meinung Metternich's zuwandte, ja dass es ihm auch nicht die geringste Ueberwindung kostete, auf die Ansicht des Staatskanzlers einzugehen und dass Prinzessin Therese absolut keinerlei Ergriffenheit bekundete. Ebenso falsch und unhaltbar ist die Angabe St. Aulaires bezüglich der Feindseligkeit der Erzherzogin Sophie. Diese erlauchte Frau war nicht, wie St. Aulaire meinte, „Hostile à la France" aber voll mütterlicher Zärtlichkeit für die Töchter des Erzhauses und konnte einer Verbindung, wie sie beabsichtigt war, nicht die gute Seite abgewinnen, welche sie zum beredten Anwalte gemacht hätte. Die Erzherzogin war nicht nur eine Dame von Herz, sondern auch eine Frau von Geist, welche die Verhältnisse zu beurtheilen verstand und wusste, dass die dynastische Zukunft der Orleans in der Luft schwebte; und wenn die Erzherzogin ihre Nichte wirklich fragte: „Willst du deinen Einzug in einem Wagen bewerkstelligen, um den die Kugeln der Königsmörder pfeifen?" — hatte sie

damit so unrecht? In dem Augenblick schlug die Kugel Alibauds wirklich in die Kutsche Louis Philipps und Prinzessin Therese wäre zwölf Jahre später genöthigt gewesen, eine unglückliche Witwe, unter Flintenschüssen, dem Geheule des Pöbels und den Zornausbrüchen der Republikaner ausgesetzt, ihre Kinder an der Hand, Schutz in der Deputirtenkammer zu suchen und nicht zu finden und das Land zu verlassen, um ruhig in der Heimat zu sterben.

Die mannigfaltigen Versuche St. Aulaires und des Herzogs von Orleans dem Gange der Dinge eine andere und günstigere Wendung zu geben, erscheinen etwas kleinlich und des französischen Thronerbens unwürdig, die Absicht, von der Tochter des Erzherzogs Carl auf eine Prinzessin des Vicekönigs Renier überzuspringen, dient nicht dazu, unsere Meinung von dem Prinzen zu verbessern und das Bekenntniss, dass er die ihm auserlesene Braut als etwas zu schwach und ängstlich für die Rolle befunden, die sie in Frankreich zu spielen hätte, stellt erst die Antwort des erzherzoglichen Vaters in das rechte und eigenthümliche Licht. Fürst Metternich erklärte, dass die Entscheidung vollkommen in den Händen der Prinzessin lag, und das war die Wahrheit. Aber die Prinzessin entschied sich, nachdem sie die Ansichten ihrer Freunde vernommen, gegen die vorgeschlagene Heirat. Der Herzog von Orleans starb nicht aus Gram über den erhaltenen Korb, sondern bemühte sich, lediglich einige Stufen abwärts und heiratete die Prinzessin Helene von Mecklenburg.

Fassen wir die Schritte, die von beiden Seiten gethan wurden, nochmals zusammen. Louis Philipp beabsichtigte eine Verbesserung der Stellung seiner Dynastie, indem er seinen Sohn um die österreichische Prinzessin werben liess. Fürst Metternich strebte die Gefahr, von welcher die kaiserliche Familie durch das französische Project bedroht schien, abzuwehren und erfreute sich dabei der *Unterstützung* der weltklugen Erzherzogin Sophie und des

Patriotismus des Erzherzogs Carl, der in dem Augenblick, da man ihm die Gefahr zeigte, jeden Gedanken an die Verschwägerung mit dem Hause Orleans aufgab.

Es existirte aber noch ein anderes Moment, von der keine Depesche Zeugniss gibt, das dem Projecte hindernd entgegentrat. Die Fürstin hatte es mit ihrem bewunderungswürdigen Freimuth enthüllt, als sie dem französischen Diplomaten auf ein Compliment, das er ihr über ein kostbares Diadem machte, erwiderte: „sie habe es wenigstens nicht gestohlen". Gedanken dieser Art, welchen die vortreffliche Frau Ausdruck verlieh, mochten andere gewissenhafte Staatsmänner auch nachhängen und das legitimistische Oesterreich war der letze Staat in Europa, der sich zur Vergoldung schadhafter Stellen an anderen Gebäuden herleihen durfte. Es schickte sich für die habsburgischen Adler schlecht, die abgekratzten Lilien der Bourbons zu Gunsten eines Louis Philipp zu ersetzen.

Feldmarschall Fürst Windisch-Grätz.

Von Dr. Frhrn. von Helfert.

Wenn der FM. Windisch-Grätz auf die Befreiungskriege 1812—1814 zu sprechen kam, pflegte er dem Bedauern Ausdruck zu geben, „dass man österreichischerseits das eigene Verdienst sich nicht deutlicher zu bewahren und lauter zu vertreten gewusst habe und dass so wenig geschah, um die gerechtere Würdigung der Thaten österreichischer Feldherren und Truppen zur Geltung zu bringen und das Uebergreifen militärischen Selbstgefühls seitens der alliirten Truppen gegenüber den österreichischen Leistungen zu bekämpfen". Fürst Windisch-Grätz hat als junger Mann an jenen Kämpfen theilgenommen. Er hat dabei nicht blos glänzende Tapferkeit sondern, was in einem Alter von fünf- bis siebenundzwanzig Jahren noch höher anzuschlagen, zugleich richtigen Blick, Umsicht und eine seltene Kaltblütigkeit in Momenten bewiesen, wo ein Fehlgriff von nachtheiligsten Folgen sein konnte. Er hat mit diesen Eigenschaften in seiner verhältnissmässig untergeordneten Stellung als Stabsofficier wiederholt Erfolge erzielt, welche auf den Ausgang grosser Actionen von entscheidendem Einfluss wurden. Er hat sich schon bei Leipzig, damals noch Oberstlieutenant, das Theresienkreuz verdient, das ihm aber erst auf französischem Boden für die brillante Reiterthat beim Defilée von St. Lengers zugesprochen wurde, wo sein

Divisionär Graf Nostic im kaiserlichen Hauptquartier äusserte: „Wenn man Windisch-Grätz heute nicht das Kreuz gibt, können wir es alle ablegen.“ Windisch-Grätz war also durchaus berufen, ein Urtheil wie das oben angeführte zu fällen, und dieses Urtheil muss leider als ein richtiges erkannt werden. Wir Oesterreicher sind — dem Himmel sei's geklagt, dass zumeist die bedauerlichen Censurzustände bis 1848 daran Schuld waren! — in der Darstellung unserer eigenen Thaten um drei Decennien zurückgeblieben; wir haben unsere Geschichte von Nachbarn und Gegnern, von Neidern und Feinden schreiben lassen, und da dürfen wir uns allerdings nicht wundern, wenn wir unsere grossen, ja vergleichsweise grössten Verdienste in jener welthistorischen Periode in den Schatten gestellt sehen. Kann man noch heute irgend ein Geschichtsbuch aufschlagen, wo die Schlacht bei Kulm anders dargestellt wäre, als dass die Preussen den Sieg entschieden haben? Und doch hatte sich ihr General Kleist, ohne alle Kenntniss von dem was im Bilathale vorgegangen war, auf seinem Rückzuge befunden, als er mit den von unserem Colloredo bereits total geschlagenen gleichfalls auf dem Rückzuge befindlichen Franzosen zusammengeriet!*) Geht hin auf den Wiener Schwarzenbergplatz, was erblickt ihr dort? Einen General zu Pferde, der seinen Degen in die Scheide steckt! Das Standbild rührt von einem Bildhauer „aus dem Reich“ her, und dort hat man sich von allem Anfang bemüht, den Fürsten Karl Schwarzenberg, einen ebenso tapferen und entschlossenen Soldaten als überschauenden, blicksicheren und vielerfahrenen Feldherrn, als blos.en Feld-Diplomaten hinzustellen, dessen Verdienst nur darin bestanden habe, geschickt zwischen den drei gekrönten Häuptern zu vermitteln, die in seinem Hauptquartier mit einander rivalisirten! Wann werden wir es

*) Näheres hierüber in meiner „Schlacht bei Kulm« (Prandel und Ewald 1863) S. 45 - 49 und namentlich S. 62.

endlich einmal dahin gebracht haben, dass unsere lernende Jugend, die jetzt noch vielfach preussische Bücher in die Hände bekommt, die Wahrheit in sich aufnehmen und zur patriotischen Ueberzeugung werden lasse, dass der grösste und glücklichste Mann der That der neuen Geschichte Napoleon I. durch zwei Oesterreicher besiegt worden ist: diplomatisch durch unsern Metternich und militärisch durch unsern Schwarzenberg!*)

Windisch-Grätz gehört ohne Frage unter die grossen Männer unserer vaterländischen Geschichte, und wenn er zu allen Zeiten seines langen und vielgeprüften Lebens sich Verdienste gesammelt hat, die der österreichische Patriot dankend anerkennen muss, so ist es ein Abschnitt desselben, wo es ihm vergönnt war, gerade entscheidend in die Geschicke des Kaiserstaates, ja des gebildeten Welttheiles einzugreifen: es ist die Umsturzperiode des Jahres 1848, in welcher er nicht blos als der Retter der Dynastie und Monarchie, sondern dadurch, dass er mit der Bezwingung des Wiener October-Aufstandes der mitteleuropäischen revolutionären Bewegung Halt geboten, zugleich als Retter der Gesellschaft dasteht. Das sollte, so viel auch sonst vom Standpunkte der verschiedenartigen politischen Anschauung die Urtheile auseinandergehen mögen, nie vergessen, noch verkannt werden!

Jenen Abschnitt seiner öffentlichen Thätigkeit, der selbst von billig denkenden Männern eine minder günstige Beurtheilung zu erfahren pflegt, bildet der ungarische Winterfeldzug.

Indess, auch wer die Thätigkeit und Leistungen des Feldmarschalls auf dem ungarischen Kriegsschauplatze einzig nach dem Erfolge bemessen wollte, dürfte zweierlei nicht aus den Augen lassen.

---

*) Siehe vorzüglich: Maximilian Ritter von Thielen, Erinnerungen aus dem Kriegerleben eines 82jähr. Veteranen; Wien 1863, Braumüller.

Erstens, dass Fürst Windisch-Grätz mit Hindernissen und Uebelständen zu kämpfen hatte. die seinen beiden Nachfolgern mehr oder minder aus dem Wege geräumt waren. Der Fürst hat von allem Anfang die Truppenzahl, die ihm für die Bezwingung des Aufstandes in einem so ausgedehnten und dabei vielfach so eigenthümlichen Lande zur Verfügung stand, für nicht ausreichend erklärt, ohne dass dafür bis in den April hinein Abhilfe getroffen werden konnte. Erst bei seiner Abberufung war die Recrutirung in allen Theilen der Monarchie vollendet und war Sardinien zur Vernichtung geschlagen, so dass es Radecky der Hauptsache nach nur noch mit Venedig zu thun hatte. Als Welden das Commando übernahm, konnten ihm nennenswerthe Verstärkungen zugeführt werden, und Haynau vollends hatte nur halbe Arbeit, da seiner ansehnlich verstärkten Armee eine noch grössere russische zur Seite stand. Einen höchst empfindlichen Nachtheil erlitt der Feldmarschall überdies durch die vom knauserischen Finanzminister Baron Philipp Kraus verfügte Anerkennung und Verwendung der Kossuthnoten, wodurch dem Aufstande fortwährend neue Geldmittel zugeführt wurden. Wieder erst nach dem Rücktritte des Fürsten erfolgte die Ungiltigkeitserklärung der revolutionären Geldzeichen. Aber nach den entscheidenden Siegen und Fortschritten, welche zu dieser Zeit den ungarischen Waffen zutheil wurden, hatte die Massregel bei weitem nicht die Wirkung mehr, die erzielt worden wäre, wenn, wie der Feldmarschall verlangt hatte, dass die Ungiltigkeit der Kossuthnoten von allem Anfang, noch vor dem Einmarsch nach Ungarn, erklärt worden wäre.

Das zweite Moment, das nicht übersehen werden darf, liegt darin, dass Fürst Windisch-Grätz mitten in seiner Arbeit abberufen wurde und dass sein unmittelbarer Nachfolger diese Arbeit nicht dort, wo der Feldmarschall seine Hand hatte abziehen müssen, aufgenommen und weiterge-

führt hat, sondern zusammenhangslos andere Wege einschlagen zu müssen glaubte. Gleichsam als hätte man in Olmütz Scheu getragen, den bisherigen Unterbefehlshaber dem allgewaltigen Marschall Mann gegen Mann gegenüber zu stellen — ohne Zweifel hat Welden selbst einem solchen Auftritte ausweichen wollen — hat man den Fürsten Windisch-Grätz von Ofen unmittelbar an das kaiserliche Hoflager berufen und dessen Nachfolger, ohne sich mit jenem über die Weiterführung des Feldzuges verständigt zu haben, unmittelbar von Wien aus den Oberbefehl übernehmen lassen. Der kurze Feldzug Welden's nahm bekanntlich ein so klägliches Ende, dass man in Olmüz in der ersten Bestürzung den Gedanken erwog, den Feldmarschall zu bewegen, neuerdings den Oberbefehl zu übernehmen, was aber der Stolz des tief verletzten Fürsten nie über sich gebracht haben würde. So musste denn der Feldzug ganz von neuem begonnen werden, und diesmal mit übermächtiger russischer Kriegshilfe, während man kaum ein Vierteljahr früher dem Fürsten Windisch-Grätz oder vielmehr dessen isolirtem Unterfeldherrn Puchner in Siebenbürgen selbst die wenigen Bataillone nicht hatte dulden wollen, die ihm der russische General Duhamel auf flehentliche Bitte der Bürger von Kronstadt und Hermannstadt aus der Walachai hatte zukommen lassen!

Die letzte Lebenszeit des Fürsten Windisch-Grätz, 1850—1862, war der Ehren und Auszeichnungen voll, durch welche sowohl sein eigener oberster Kriegsherr als befreundete Monarchen die hohen Verdienste eines Mannes anzuerkennen sich gedrungen fühlten, der in sturmbewegter, von Gefahren bedrängter, von Leidenschaften aufgewühlter Zeit, eine Leuchte an Geradheit und Wahrheit, ein Held an Willenskraft und Charakter da stand, an welchem sich die wild aufschäumenden Wogen der Revolution zuletzt brachen. Sein Kaiser hat den Namen Win-

disch-Grätz, gleich jenem des Erzherzogs Karl, des Fürsten Schwarzenberg, in den Reihen der österreichischen Armee dadurch verewigt. dass laut A. H. Handbillets vom 22. März 1862 das 2. Dragoner-Regiment „für immerwährende Zeiten „dessen ruhmvollen Namen zu führen“ begnadigt wurde.

Sollen wir unser Urtheil über den Feldmarschall in wenige Sätze zusammenfassen, so wäre es dieses: Fürst Alfred Windisch-Grätz war Aristokrat vom Wirbel bis zur Zehe, aber Aristokrat im edelsten Sinne des Wortes, ein ἄριστος in seiner durchaus vornehmen Mannheit, in seinem öffentlichen Auftreten und Wirken ebensowohl wie in seinem häuslichen Thun und Lassen, ein Charakter aus einem Guss, nie wankend oder strauchelnd, immer auf jenem geraden Wege, den er sich nach seinen Anschauungen und Grundsätzen vorgezeichnet hatte, ein voller und ganzer Mensch von seinen ersten Jünglingsjahren, wo er als Haupt der Familie das väterliche Haus, die Ehre und Würde desselben zu wahren und zu führen übernommen hatte, bis zu seinem letzten Hauch, da er hochbetagt mit dem Segen des Heiligen Vaters beglückt, von seiner irdischen Laufbahn schied. Nicht so alt wie Radetzky, aber doch schon in Lebensjahren, die bei anderen Menschenkindern dem Niedergang zu verfallen oder mindestens der geniessenden Ruhe anheimgegeben zu werden pflegen, war es ihm beschieden, in die schwersten Prüfungen hineingestellt zu werden und mit unbeirrter Bestehung derselben seinem Kaiser, seinem Vaterlande, dem staatlichen und gesellschaftlichen Gemeinwesen des gebildeten Europa die grössten Dienste zu erweisen, für sich selbst und das erlauchte Haus, dem er entsprossen, den höchsten Dank und Ruhm zu erwerben! . .

Corvin und seine Geschichte der grossen französischen Revolution.

Von Dr. G. E. Haas.

Es mag ja sein, dass der Autor in seinem Buche*) Geschichte schreiben wollte, Geschichte zu schreiben vermeinte, aber geschrieben hat er sie nicht. Wenn der Verfasser in der Weltgeschichte nur drei Revolutionen kennt und keine vierte allgemeine Umwälzung, so müssen wir doch sagen, dass jeder auf der Höhe der Wissenschaft stehende Moslim, jeder civilisirte Negerfürst, wenn er auch sonst zu den Fetischanbetern zählte, ihm noch eine vierte, noch viel weiter tragende Umwälzung namhaft zu machen wüsste — die Entstehung des Christenthums. — Soviel über die Einleitung. Was die Geschichte der Revolution selbst betrifft, so stellt sich der Autor augenscheinlich als Parteimann des Berges und unbedingter Anbeter des Erfolges, als entschiedener Feind des Königthums und persönlicher Gegner Ludwig XVI. und seiner Gemahlin hin. Er findet den König verächtlich oder behauptet mindestens, dass ihn alle Classen der Bevölkerung ganz eben so verachteten als sie „die ihm eigene spiessbürgerliche Sittlichkeit lächerlich fanden“ . . . . Wer solche

*) 1789—1848. Geschichte der grossen französischen Revolution und ihre Folgen. Von Corvin. Leipzig. Gressner und *Schramm. gr.* 8°. 2 Bände. 1056 S.

Geschichtslügen in die Welt streut, und der anerkannten und allgemein bekannten historischen Wahrheit solche Faustschläge versetzt, der hat das Recht, ernstgenommen und vom wissenschaftlichen Standpunkt aus beurtheilt zu werden, verwirkt, der ist kein Historiograph, sondern Pamphletist, der mag sich wohl auf Libelle, aber nimmermehr auf Geschichtsschreibung verstehen. — Oder bringt Meister Corvin etwa Beweise für seine kecken Behauptungen bei? — Auch nicht einen, weder für die freche Verleumdung Maria Theresia's und Maria Antoinetten's, noch für irgend eine andere Behauptung, die er aufstellt, oder eine merkwürdige Angabe, die er macht. Oder sollen uns die Widersprüche, in welchen er sich bewegt, mit seinen Verleumdungen aussöhnen? — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Wie gewissenhaft unser Autor mit der historischen Wahrheit umzugehen pflegt, möge ein kleines Beispiel erläutern: Corvin legt Mirabeau gegen den Ober-Ceremonienmeister Graf de Dreux-Breuzé, welcher die secessionistische Versammlung des dritten Standes aufforderte, sich zu zerstreuen, folgende Worte in den Mund: „Wir sind hier durch den Willen des Volkes und man wird uns nur durch die Gewalt der Bajonette sprengen! Sagt dies Eurem Herrn.“ Im „Moniteur“ lautet dagegen Mirabeau's Antwort: „... Vous devez demander des ordres pour employer la force; car nous ne quitterons nos places que par la puissance des baionettes.“ — Also kein Wort jener Injurie: „Sagen Sie dies Ihrem Meister oder Herrn,“ wie Corvin will. Der Autor zog es wissentlich und willkürlich vor, sich an die blosse Sage zu halten, nach welcher sich Mirabeau des Ausdruckes bedient hätte:

Allez dire à votre maitre que nous sommes ici par la volonté du peuple et que nous n'y sortirons que par la puissance des baionettes.“ Man wende uns nicht ein, das seien Kleinigkeiten. Es ist nie eine Kleinigkeit, wenn der Geschichtsschreiber ein „on dit“ an Stelle der historischen Wahrheit setzt und dann um so weniger eine Kleinigkeit, wenn er den quellenkundigen Leser den Sachverhalt verbirgt und nicht einmal anführt, dass er die im Volke verbreitete Version dem amtlichen Organe vorzog.

Corvin tadelt nicht mit Unrecht die schwankende Haltung des Königs und es wird keinem denkenden Menschen einfallen, dieselbe zu loben, aber, dass diesem Schwanken in der Mehrzahl der Fälle edle Motive zu Grunde lagen, dass der Monarch mehr als staatsklug war, die verschiedensten Interessen zu schonen suchte, und sich immer von seinem Pflichtgefühl leiten liess, das sollte doch auch nicht vergessen und verkannt werden.

I. B. Weiss sagt von diesem König: „Einen wohlwollenderen König hat Frankreich nie gehabt.“ Von Maria Antoinette wird uns aber von Augenzeugen berichtet, dass die Nation von der jungen Fürstin entzückt war, dass es nur eine Stimme des Lobes und der Anerkennung gab. Ihre Schönheit, ihr herablassendes Wesen — wo bleibt da der brandmarkende Hoheitsdünkel? — ihre ausgezeichnete Bildung, rissen Bauern, Bürger und Gelehrte hin. — Dass schnöde Verleumdung und Verrath später die öffentliche Meinung vergifteten, dafür darf doch die Tochter Habsburgs und der grossen Kaiserin nicht in erster Linie verantwortlich gemacht werden. Dass die jugendliche Prinzessin im Bewustsein ihrer Unschuld nicht stets mit der Vorsicht und dem natürlichen Misstrauen des Alters zu Werke ging, ist ja historisch festgestellt, aber kein Grund, ihr, wie es Corvin thut, verächtliche Eigenschaften und Handlungen anzudichten.

„Maria Antoinette“, bemerkt I. B. Weiss, „hatte nach

Art ihrer Mutter Freude an der Liebe des Volkes und kam gerne in Berührung mit demselben.“ Der Briefwechsel Maria Antoinetten's lässt in ihrer Seele, wie in einem offenen Buche lesen. Von dem Gegenstande der Vorwürfe, die Corvin gegen sie erhebt, treffen wir nichts darinnen an. Ob der Autor Marie Antoinette überhaupt aus einem andern Bilde kennt, als der Carricatur, welche politische Leidenschaft und blinder Hass aus der königlichen Dulderin gemacht haben?

Bei Beurtheilung der beiden grossen politischen Parteien. Berg und Gironde, verräth der Verfasser eine nahebei bewunderungswürdige Unkenntniss des wahren Sachverhaltes. Er tritt in die Fussstapfen der antiquirten Geschichtsschreiber der grossen Revolution und setzt bei den Girondisten eine Milde und Weichherzigkeit voraus, welche die Thatsachen Lügen strafen. Richtig ist nur, dass ein grösseres Ausmass von Wissen und allgemeiner Bildung und ein Minus von Thatkraft bei der Gironde zu finden war. In Bezug auf Rechtsbewusstsein und Moral geben die Girondisten der Montagne nichts nach. Beweis dafür das Abstimmungsresultat im Processe des Königs.

Nach Corvin waren die Girondisten Schwächlinge, welche — ein schweres Unrecht! — selbst den Royalisten gerne Gerechtigkeit erzeigt hätten — leider weiss die Geschichte nichts davon. Nur der Berg befand sich auf der Höhe der Zeit und sammelte alle Brennstrahlen der Staatsweisheit in seinem Schosse, nur vom Berge stand das Heil Frankreichs zu erwarten und wenn der Berg einen Fehler begangen, so war es nach unserm Autor der, im Aderlasse zu früh eingehalten zu haben. Verstehen wir Corvin recht, so wäre die französische Republik und Freiheit durch fortgesetzte Blutentleerungen — Kopf ab! Kopf ab! — zu retten gewesen: Der sanftmüthige Robespierre hat sich aber darin versehen und das war sein

und seines Landes Unglück. Wollten wir aber mit dem Verfasser nur für Recht und Gut gelten lassen, was den Erfolg für sich hat und somit die Escamotage alles Wahrhaften und Guten mitmachen, so kämen wir zu einem für Corvin höchst befremdlichen Resultat, denn dann hätte Napoleon klüger und besser gehandelt, als der Convent und die Restauration, besser und klüger als Convent und Kaiserreich, was doch der Autor sicher nicht behauptenwollte.

Charakteristisch für das Buch und seinen Autor ist das Capitel über „die Septembertage". Corvin nimmt für die Septembergräuel, das heisst für die Ermordung Unschuldiger, für die Niedermetzelung von neuntausend Staatsbürgern in Paris allein, ohne Vorbehalt und Einschränkung Partei. „Diese beiden Männer, Marat und Danton, welche sich einander vollständig ergänzten, bereiteten in der Hauptstadt die Vertilgung der Royalisten vor, weil ihnen dieselbe für das Heil der Revolution unabweisbar nothwendig erschien."

Dass Danton damals Justizminister war und seine Stellung in so grauenvoller Weise missbrauchte, verschweigt der Autor, hat aber dagegen die Stirne, in der Freilassung Parnave's, Duponts und Charles Lameth's einen Beweis für die Herzensgüte Danton's zu finden und dieselbe als eine schöne That zu bezeichnen. Danton und Herzensgüte!

Der Autor will über die Septembertage nichts weiter sagen, sondern es dem denkenden Leser überlassen, sich über jene Katastrophe, „als den von ihm angeführten Motiven und Thatsachen — politische Nothwendigkeit — ein eigenes Urtheil zu bilden." Das heisst rund heraus: der Mord war eine durch den Zweck geheiligte Institution und die Mörder haben sich durch das angestellte Massengemetzel um ihr Vaterland verdient gemacht.

Aber wundern wir uns nur nicht über diese Auf*fassung* der Septembermorde. Danton war nicht einmal

der Herzensliebling Corvin's — das war dagegen die Hyäne der Revolution — Marat, nach dem Autor „der einzige Mann, welcher die Revolution vollständig begriff und der sie nach dem unvermeidlichen Sturze Robespierre's und Danton's an ihr natürliches Ende geführt haben würde."

Behandelt der Autor die Todtschläger und Gurgelabschneider mit einem Excess von Menschenfreundlichkeit, so hat er für den unglücklichen König nur Schmachreden und Verdächtigungen. Sein unzweifelhafter Todesmuth wird unter der Feder Corvin's zu jener passiven Unerschrockenheit, „die fast jeder Mensch durch die Ueberzeugung von der Unvermeidlichkeit seines Schicksals erhält." — Wahrscheinlich schwebte dem Verfasser beim Niederschreiben dieser Zeilen die Tapferkeit vor, mit welcher Voltaire in den Tod ging! Aber auch ein unruhiges Gewissen soll Ludwig XVI. verrathen haben. — Natürlich, die Worte des Sterbenden: „Je meurs innocent de tous les crimes, q'on m'impute. Je pardonne aux auteurs de ma morte et je prie Dieu que le sang que vous voulez repandre ne retombe jamais sur la France" sprechen ja dafür.

Warum vorenthält der Autor seinen Lesern diese Worte und warum folgt er auch hier nur dem Gerüchte, das Edgeworth sagen lässt: „Allez, fils de saint Louis, monter au ciel," die der Priester selbst gesprochen zu haben in Abrede stellt? Warum thut er den Process und und Tod der Königin nur mit ein paar Worten ab?

Der Geschichtsschreiber soll keine Unbequemlichkeit und Imoportunität kennen, aber wir begreifen, dass diese Dinge in eine Apotheose des Terrorismus nicht wohl taugten und Corvin's angebliche Geschichte ist ja doch nur Apologetik des Henkerthums und politischen Mordes.

Ein gesitteter Historiker, der zwischen Pamphlet und Geschichte zu unterscheiden weiss, wird eine Aeuserung, wie die Seite S. 599: „Die Brandschatzung, welche General Masséna mit rücksichtsloser Strenge eintrieb, gab

die Veranlassung zum Blutvergiessen, indem die an ihrem irdischen Gute gekränkten Pfaffen all ihre Weisheit aufboten, um den Pöbel gegen die Franzosen aufzuwiegeln," nicht thun.

Am drolligsten klingt, was der Autor über Oesterreich zu sagen weiss. Die Septembriseure finden Gnade vor ihm und Danton's Herzensgüte wird pietätvoll gefeiert. der österreichische Minister Thugut ist dagegen ein Verworfener, ein Mann der Corruption und Corvin sagt ausdrücklich: „Dass Thugut, die Seele des österreichischen Kabinetes, mit Geld zu Allem zu bewegen war" — den Nachweis bleibt er aber für diese wie alle seine anderen Verdächtigungen schuldig.

Dass die Franzosen an ihren entschiedensten und hartnäckigsten Gegnern kein gutes Haar liessen, dass Thugut von ihnen aller erdenklichen Verbrechen angeklagt wurde, ist verständlich, hätte der Autor dagegen österreichische Quellen zu Rathe gezogen oder sich überhaupt bei unparteiischen Historikern Rathes erholt, er würde zu anderen Resultaten gelangt sein. Leider beschleicht uns der Zweifel, ob Corvin die einschlägige Literatur überhaupt kennen gelernt und ob er z. B. Langwerth von Simmern gelesen habe.

Wie wenig vertraut ist doch der Autor mit den hervorragenden Charakteren der österreichischen Geschichte, wenn er allen Ernstes behaupten kann, dass Metternich der eigentliche Regent Oesterreichs war, dass Franz I. nur dem Namen nach herrschte.

So grosses Vertrauen Metternich auch genoss, so weiss bei uns doch Jedermann, dass gerade Franz I. viel zu eifersüchtig auf seine Souveränität war, um sich von irgend einem Staatsmanne willenlos leiten zu lassen und Metternich vermochte mehr als eine Lieblingsidee, so oft er auch ein und dasselbe Projekt seinem Herrn und *Kaiser unterbreitete*, unter keinerlei Umständen durchzu-

setzen und wir müssen zu unserm Bedauern gestehen, dass es nicht die schlimmsten Entwürfe waren, die auf diese Art in den Papierkorb wanderten. Ebenso grundfalsch ist die Annahme, „dass die Geschichte Oesterreich's gewissermassen nur die Lebens- und Thatengeschichte Metternich's sei und ausser dem auswärtigen Theile in der blossen Aufführung der von ihm beliebten Verwaltungsformen bestehe."

Metternich's nachgelassene Papiere scheinen für diesen seltsamen Geschichtsschreiber mit sieben Siegeln verschlossen geblieben zu sein, hätte er nur einen Blick in dieses Memoirenwerk geworfen, er hätte sich von der Grundlosigkeit seiner Ansicht überzeugen müssen. Die Klage über die Reformbedürftigkeit der inneren Regierung wiederholt sich so oft als diejenige über die Unmöglichkeit, mit Reformen durchzudringen. Noch mehr, Metternich sagt rund heraus, dass andere Einflüsse stärker seien als sein eigener und dass er dieselben nicht zu beseitigen vermöge.

Völlig neu für uns Oesterreicher ist Corvin's Beschuldigung, dass der Militarismus im antemärzlichen Oesterreich auf Kosten aller andern Zweige der Staatsverwaltung gepflegt und gehätschelt worden sei. — Der Zustand der Armee und Festungswerke im Momente des Ausbruches der Märzunruhen widerlegt die Anklage besser als durch irgend eine andere Art von Vertheidigung geschehen könnte. Der effective Stand der Armee war vor 1848 ein verhältnissmässig sehr geringer und man durfte nicht behaupten, dass die österreichischen Finanzen, wie der Verfasser will, durch die Ausgaben für das stehende Heer ruinirt wurden.

Befanden sich die österreichischen Finanzen auch in keinem blühenden Zustande, so war doch von einem bedrohlichen Charakter derselben umsoweniger die Rede, als im Volke selbst Wohlstand herrschte und von einem

unerträglichen Steuerdruck im Gegensatze zur Behauptung Corvin's in Oesterreich Niemand etwas verspürte.

Von jener „vollständigen und allgemeinen Herrschaft der katholischen Geistlichkeit," die wieder nach Corvin ein kennzeichnendes Moment des vormärzlichen Oesterreichs bilden sollte, ist uns unter Franz I. und Ferdinand I. nach einem josephinisch regierten Oesterreich nichts bekannt, aber auch „von der gepriesenen Kirchhofsruhe" in diesem Staate wissen wir nichts.

Wir wollen über den Werth der friedlichen Zustände in jener Zeit nicht rechten, nur wider den Ausdruck „Kirchhofsruhe" müssen wir feierlichen Protest erheben, denn Jeder der Ueberlebenden wird gerne dafür Zeugnis ablegen, dass Oesterreich in jenen Tagen keineswegs in Sack und Asche trauerte und an den Kirchhof vielleicht weniger dachte und zu denken Grund hatte, als zur Zeit des grossen Historiographen Corvin.

Das non plus ultra historischer Unparteilichkeit bietet der Verfasser aber bei Besprechung des Mordes, welchen Louvel an dem Herzog von Berry vollbrachte. — Wenn die sogenannten Ultraroyalisten ihre Liebe, ihren Eifer, ihre Treue Jemanden weihten, so war es die Familie des Grafen Artois — in der Folge Carl X. — die sich derselben zu erfreuen hatten. Von dieser Familie erwarteten sie die Verwirklichung ihres Ideales — und Corvin lässt Louvel als Werkzeug eben dieser Ultraroyalisten erscheinen. Nach ihm hätten sie Louvel zum Morde gedungen. Dass die Ultraroyalisten in diesem Falle insgesammt verrückt gewesen sein müssten, diese Frage drängt sich dem Autor auch nicht einmal im Traume auf. Nicht Diejenigen trifft die Schuld an dem Morde, die allein Nutzen daraus ziehen mochten, die allein Ursache hatten, den Herzog von Berry zu hassen, nicht Republikaner oder Napoleonisten, sondern die Anhänger der Familie des Grafen von Artois, deren ganze

Hoffnung auf Erhaltung des Lebens Berry's berufen, nachdem die Ehe des Herzogs von Angoulême kinderlos geblieben war. — Es geht doch nichts über den historischen Instinct.

Wir erwähnen nur noch, dass der Autor mit seinem Ausspruche, dass die Revolution definitiv besiegt wurde, Unrecht hat. Wäre die Revolution nicht endgiltig zum Siege gelangt, Cervin's Buch wäre ungeschrieben geblieben oder dürfte doch nicht in den Schaufenstern der Buchhandlungen prangen und öffentlich feilgeboten werden.

Aus der Revolutionszeit in Oesterreich-Ungarn (1848-1849).

Von Dr. Frhrn. von Helfert.

Wir nehmen Veranlassung, auf eine Buch*) hinzuweisen, welches neben manchem Guten, das es bietet, doch auch viele Irrtümer enthält, die richtig zu stellen wir im Interesse der österreichischen Geschichtsforschung für notwendig erachten.

Dr. G. Wolf ist ein fleissiger und mannigfach verdienter Schriftsteller, ein erfahrener Schul- und Unterrichtsmann. Er hat sich bisher als ein redlicher Forscher gezeigt, der es sich in seinen historischen Versuchen ernstlich angelegen sein liess, den Beweismitteln auf die Spur zu kommen, um fragliche Thatsachen auf eine sichere Grundlage zu stellen. Da übrigens seinem Lebenslauf in einer früheren Periode Prüfungen eigener Art nicht gefehlt haben, so würde ein aus diesen Stoffen geschaffenes Bändchen von 122 Seiten gewiss ebensoviel Interesse als mannigfache Anregung bieten. Allein es hat ihm beliebt, dem „Selbsterlebtes" nur 14 Seiten zu widmen, die vorhergehenden 108 dagegen mit einem Sammelsurium zu füllen, das in keinerlei Richtung ge-

*) Aus der Revolutions-Zeit in Oesterreich-Ungarn (1848–49). Von G. Wolf. Wien 1885. Hölder. 8., 3 Bl. und 122 Seiten fl. 120 = M. 2.40.

billigt werden kann. Denn für welche Art Leser soll dieses Krethi-Plethi bestimmt sein? Für diejenigen, die man mit einem Sammelnamen das „grosse“ oder auch das „gebildete“ Publikum nennt? Diese werden das Büchlein wahrscheinlich mit gespannter Erwartung aufschlagen, mit Aufmerksamkeit zu lesen anfangen — aber sich gleich auf S. 8 enttäuscht finden, wo sie mit ein paar raschen und weiten Sätzen bis zur Eröffnung des constituirenden Reichstages, 22. Juli, gelangt sind, um dann ein tüchtiges Stück Weges zu den Prager Pfingsten, 10. und 11. Juni, wieder zurück zu machen. In dieser Weise geht es dann fort. Wir kommen im 4. Abschnitt bis zur Waffenstreckung von Vilagos am 13. August 1849, im 5. bis zum Tode Radetzkys am 5. Jänner 1858 und zum Hübner-Grusse Napoleon's am 1. Jänner 1859, um im 6. wieder zurück bis zur Abreise Erzherzog Johann's nach Frankfurt, 31. Juli 1848, und zur Rückkunft des Kaisers nach Wien, 12. August, zum Belagerungszustand in Wien, 23. October 1848 und dann wieder ventre à terre bis zum Staatsstreich Napoleon's am 2. und den österreichischen Ordonnanzen am 31. December 1851 geführt zu werden. „Das ertrage wem's gefällt!“ Oder hat es der Verfasser mit seinem Büchlein auf den Mann vom Fach, den Historiker, abgesehen? Fast scheint es so, da er im „Vorwort“ mit den „Briefen“ Berichten etc. „betheiligter Personen“ gross thut, aus denen er seine Beiträge „geschöpft“ habe und durch welche er gewisse Begebenheiten „in das richtige Licht zu stellen“ beabsichtige. Aber was soll denn der Historiker mit diesen nebelhaften „Briefen, Berichten etc.“ anfangen, wenn nicht angegeben wird, aus welcher Hand dieselben in jene des Schreibers gelangt, woher sie entnommen, wo sie zu finden sind? Was ohne solche Angaben vorgebracht wird, ist für den Geschichtsforscher ohne allen und jeden Werth. Ich will das an einem sehr auffallen-

den Beispiele klar machen. In meinem Geschichtswerk Band III. S. 12 habe ich den Auftritt zwischen Doblhoff und Felix Schwarzenberg in Innsbruck erzählt, wo letzterer im Namen und Auftrage Radetzky's das schwankende Ministerium zur Ausdauer in der italienischen Frage bewegen wollte, während von jenem das Hummelauer'sche Project schon so gut wie angenommen war. Unser Verfasser selbst lässt, ganz im Geiste dieser meiner Darstellung, den Grafen Radetzky S 17 nach Wien schreiben: „Wir können, wir dürften Italien nicht fahren lassen" und nennt den Marschall S. 21. „empfindlich", als er wahrnimmt, dass man massgebenden Ortes in Wien den italienischen Krieg für wenig populär halte und der öffentlichen Meinung nachzugeben wünsche. Wie kann er nun nach solchen Vorausgängen S. 22 f. denselben Radetzky durch den Mund seines „Feld-Diplomaten" das Ministerium versichern lassen, es sei ihm einzig um die „Erringung eines ehrenvollen Friedens" zu thun, dass er die Lombardei „keineswegs aber in der Absicht erobern wolle, dieses Land der österreichischen Monarchie wieder einzuverleiben". Der Verfasser hat diese Stelle mit gesperrten Lettern drucken lassen; ich aber muss ihm ebenfalls mit gesperrten Lettern erwidern: seine Behauptung steht ohne allen und jeden Beweis da; ganz abgesehen davon, dass sie mit der ganzen Haltung Radetzky's in jenen Tagen, ja, wie wir gesehen, mit dessen vom Verfasser selbst angeführten wiederholten Kundgebung im Widerspruche steht.

Im übrigen lässt der Verfasser dem greisen Sieger von Custozza und Novara Gerechtigkeit widerfahren, während er von dem Bändiger der Revolution im Innern des Reiches in jenem Tone spricht, den ein seichter überlegungsloser Liberalismus seit jener Zeit bis auf die heutige zum landläufigen gemacht hat. Die schreckliche Pfingstmontag-Katastrophe im Generalcommando-Gebäude zu

Prag ist ihm S. 72 einfach ein „Unglück“ — es fehlte nur, dass er sagte „Malheur“ — das dem Fürsten „widerfuhr“. Wolf hält es mit Gänsefüssen dem Leser hin, dass Windisch-Grätz Wien als „erobert“, als eine „mit Gewalt der Waffen“ bezwungene Stadt angesehen und dass er dafür sich und sein „tapferes Heer“ von Radetzky hat beglückwünschen lassen. Ja, kann uns etwa der Verfasser beweisen, dass Wien durch gütliches Uebereinkommen in die Macht des kaiserlichen Alterego gelangt sei? Oder meint er, die Erstürmung der St. Marxer Linie, der mehrstündige blutige Kampf um den Besitz der Jägerzeile, die Schlacht bei Schwechat, die Einschiessung des Burgthores seien blosse Soldatenspiele wie auf dem Exercierplatz oder „Kriegsspiele“ wie im Militär Casino gewesen? S. 33 macht sich Wolf über „die Militär-Behörde zu Güns“ lustig, die „Zeit und Musse“ gefunden, an Welden über eine Bibel mit ihr unverständlichen Beigaben zu berichten und anzufragen, wie sie sich in diesem Falle zu verhalten habe. Also geht unserem Verfasser jedes Verständniss für die damalige Lage isolirter Militär-Commanden in Ungarn ab, wo es für sie keineswegs blosser Zeitvertreib, wo es Dienstpflicht und Gebot umsichtiger Klugheit war, umgeben, von Feinden und Aufpassern, von Ränken und Schlichen aller Art, auf jedes bedenkliche oder auch nur räthselhafte Wahrzeichen achtzuhaben?! Anderseits wollen wir nicht zweifeln, dass der Herr Verfasser, wenn er damals den Befehl in Güns hatte, sich mit der „Bibel mit Apogryphen“ schnell zurecht gefunden haben würde; aber einem Militär-Commandanten andern Schlages ist doch sicher kein Verbrechen daraus zu machen — nicht hebräisch zu können! S. 29 heisst es: „Am 7. Februar 1849 wurde die in Eperies gestandene Division des ersten Cavallerie-Regiments von den Insurgenten überfallen, abgeschnitten und gefangen genommen.“ Es gab im J. 1849 ein erstes Kürrasier-, ein ditto Dragoner, ein ebensolches Chevauxlegers- etc. Regiment, aber

von einem ersten „Cavallerie-Regiment“ ist mir nie etwas bekannt geworden. In Eperies stand FML. Schulzig, der am 6. Februar morgens die Stadt räumte und sich unbehelligt und ohne Verlust gegen St. Peter zurückzog; der 7. Februar war dann der erste Tag jenes ruhmvoll erfolgreichen Manövers, wodurch das vereinzelte Corps des tapfern Schlik dem es umstellenden die ungarische Haupt-Armee bildenden drei Corps Görgey, Klapka, Debinski, das Paroli bot, um dritthalb Wochen später als Sieger auf dem Kampfplatze von Kápolna einzutreffen. Da ich meine Geschichte des ungarischen Winter-Feldzuges II. Abtheilung eben im Drucke habe, so könnte es mir noch immer nützen, wenn der Herr Verfasser — aber mit genauer Angabe der Quellen, wenn ich bitten darf — mich über jenes mir völlig unbekannte Factum der Gefangennahme von zwei Escadrons des?? Regiments näher aufklären wollte. Auf S. 30 erfahren wir von einem „zu frühen Zurückweichen“ der Division Csorich „von Schemnitz nach Pest“. Meines Wissens wurde Csorich in die plötzlich von der Theiss her bedrohte Landeshauptstadt einberufen, und blieben im Bezirk der Bergstädte zur Verfolgung des Sieges von Windschacht die Generale Götz und Jablonowski zurück, über welche etwas später FML. Ramberg den Oberbefehl übernahm.

Verstösse so grober Art könnte ich noch eine hübsche Zahl aufmarschiren lassen; z. B. gleich im Titel „Oesterreich-Ungarn“ im Jahre 1848—9, wo wir damals, Gott sei gedankt, noch ein „Kaiserthum Oesterreich,“ von welchem Ungarn einen Theil bildete, hatten; S. 7, wo der Verfasser zum 27. Mai einen Befehl des „Kriegs-Ministers Cordon“ anführt, welche Eigenschaft letzterer erst im November erlangte; S. 19, wo er Gorczkowski in Mantua 3—4,000,000 Zwanziger prägen lässt, in Wahrheit waren *es nur* 8000 Stück, s. meine „Oesterr. Münzen und Geld-

zeichen 1848—9“ S. 42—44 etc. etc. Noch eine Bemerkung anderer Art. S. 6. findet es W. „nicht überflüssig zu constatiren,“ dass der Mord Latour's und der Versuch, gegen andere Minister „in ähnlicher Weise vorzugehen“ — ein kühner Euphemismus! — „ausschliesslich in politischen Motiven begründet“ war. Nun meines Wissens ist es auch früher, d. h. vor der so nachdrücklich betonten „Constatirung“ seitens des Verfassers, nie jemandem beigefallen, zu meinen, die verbrecherischen Rotten am 6. October hätten Latour und Bach bloss die Sackuhren stehlen wollen. Schliesslich etwas zu meiner eigenen Verwahrung. S. 44 f. führt der Verfasser den Satz aus, dass „Pius IX. in der ersten Zeit seines Pontificates gemeinsame Sache mit den Feinden Oesterreichs gemacht“ und beruft sich dafür in der Anmerkung auf mich „als classischen Zeugen.“ Seine Worte sind sehr vieldeutig; sie können, ja müssen auf den Krieg gegen Oesterreich, auf das vielgenannte Segnen der Fahnen der gegen Oesterreich ziehenden Freischaaren u. dgl. bezogen werden. Das sage nun aber ich nicht, weder in der von ihm citirten Stelle, noch anderwärts (vgl. meine „Confessionale Frage“ S. 94; Oesterr. Jahrb. 1882. S. 179). Er beruft sich auch auf das, was Radetzky in seiner Antwort auf die Kärntner Adresse und was die Fürstin Melanie Metternich in ihrem Tagebuch geschrieben. Sollen das geschichtliche Beweise sein? Der greise Marschall und die Gattin des Staatskanzlers gaben dem Ausdruck, was in der kaiserlichen Armee verbreitet war und, allerdings unter dem Eindruck vielsagender Thatsachen, allgemein geglaubt wurde. Folgt daraus, dass die Thatsache wahr gewesen? . . .

Wer verbreitet Geschichtslügen, Janssen oder Delbrück?

Von Dr. G. E. Haas.

Es ist nicht der grosse Krieg, welchen Delbrück in seiner „Historischen Methode des Ultramontanismus“ mit Professor Janssen führt, sondern ein Streifzug, den er im Rücken des Feindes unternimmt, um hinter ihm die Quartiere aufzuschlagen. Der Gewinn könnte im besten Falle nichts zur Entscheidung beitragen, aber doch den Ruhm der Unbesiegbarkeit des Gegners beeinträchtigen. Unseres Ermessens hätte Herr Delbrück gut daran gethan, sich doch eine andere Persönlichkeit zu wählen, um sie in Ehren zu retten, als „Ulrich von Hutten!“ Wäre es ihm z. B. gelungen zu beweisen, wie Eines der protestantischen Parteihäupter jener Zeit sich nur und ausschliesslich von seiner religiösen Ueberzeugung leiten liess und jeden zeitlichen Vortheil ablehnte, welchen die Parteinahme für den Protestantismus abwarf, und hätte er zugleich zu zeigen vermocht, wie diese seltene Uneigennützigkeit Janssen entgangen, ja von dem katholischen Historiker absichtlich in ihr gerades Gegentheil verkehrt worden sei, er würde sich damit ein Recht erworben haben, von der „Methode des Ultramontanismus“ als von einer Methode kunstgerechter historischer Fälschung zu reden, wenn er es aber versucht, den Lorbeer-

kranz aus Goldpapier neuerdings auf der Stirne des historischen Bruders Liederlich zu befestigen und den alten Thunichtgut zum Helden und Märtyrer der Reformation hinaufzuschrauben, dann wissen wir nicht, ob wir den Mangel an historischem Instinct oder diplomatischer Feinheit schmerzlicher beklagen sollen.

Ulrich von Hutten war nie etwas Anderes als ein fahrender Schüler, Sänger und Spielmann, kurz ein Abenteuerer, der unter etwas geänderter Form, um „nieve Watt“ sich an kleinen Höfen herum that. Es machte ihm wenig aus, ob dies im Vorgemach eines Privatmannes, etwa des Bürgermeisters Lötz zu Greifswald oder im Prunksaale des Cardinals-Curfürsten Albrecht geschah, oder ob er als Gastfreund Sickingens auf der Ebernburg sein Saitenspiel rührte. Hutten zählte, ungeachtet seiner ritterlichen Abkunft thatsächlich zu den Spielleuten oder hielt sich doch so, dass man ihn dazu rechnen durfte. Er gehört zu den Humanisten der übelsten und berüchtigsten Gattung, deren Cynismus weit eher Ekel als Mitleid einzuflössen vermag. Ungleich seinen wälschen Zunftgenossen mengte er seinen humanistischen Bestrebungen noch eine gute Dosis Eisenfresserei bei. Als entschiedener Raufbold schien er stets bereit, seinen gesprochenen oder geschriebenen Worten, falls ihnen die Kraft der Ueberzeugung fehlte, mit scharfer Klinge nachzuhelfen und seinem unglückseligen Gegner die mangelnde Ueberzeugung einzuprügeln.

Wie die meisten verdorbenen Studenten seiner Zeit wälzte er sich im Kothe der Gemeinheit und durchstrolchte das Land weit und breit mit vieler Anmassung im Kopfe und wenigem Gelde im Beutel. Dem streitbaren Hutten war jede Gelegenheit, in Opposition zu treten, willkommen, diejenige, sich mit der höchsten Autorität auf Erden zu kreuzen, natürlich erwünscht. Der Abfall von der Mutterkirche bot solche Gelegenheit. Hutten machte sich an-

heischig, die neuen Grundsätze mit Feder und Schwert zu vertheidigen. Er brachte das Bubenstück fertig, Leo X. die Schrift: „Ueber die erlogene Schenkung Constantins“ zu dediciren. Janssen begnügt sich, die That als Heuchelei zu charakterisiren. Wir halten dieses Urtheil für viel zu milde und meinen, dass die Heuchelei, die mit dieser Widmung verbunden war, von der Frechheit und Büberei des Autors und Widmers noch weit übertroffen werde. Herr Delbrück bezeichnet die Widmung „als einen der köstlichsten Streiche der Hutten'schen Laune.“

Auf solche Weise, mein geehrter Herr Professor, schlägt man kein Quartier auf und führt keinen Parteigängerkrieg. Wir können nicht einmal den Vorwurf „der historischen Methode des Ultramontanismus“ per Retourkutsche an die protestantische Geschichtschreibung adressiren, denn die Glorificirung eines Bubenstreiches ist mindestens heutzutage auch nicht mehr protestantische Sitte, diese im religions-genössischen Lager einzubürgern, scheint Herrn Dr. Hans Delbrück, Professor der Geschichte an der Universität Berlin, vorbehalten. Oder versteht der Autor nicht so viel Latein, um zu wissen, was es bedeute, wenn Camerarius in vita Melanchto schreibt: „. . . sed aliquando post armis quoque expeditis adortus est,“ oder wenn es Luther tom. I. epist. heisst: „Hutten litteras ad me dedit ingenti spiritus aestuantes in Romanum pontificem, scribens se jam et litteris et armis in tyrannicidem sacerdotalem ruere“. Luther selbst als klassischer Zeuge missbilligte Huttens Vorgehen: „Quid Huttens petat, vides, nollem vi et caede pro Evangelio certari, ita scripsi ad nominem“. Camerarius, der gewiss keiner Abneigung wider Hutten verdächtig ist, will, dass Huttens Miene und Worte unmenschliche Grausamkeit athmeten und er meint, dass wenn Huttens Kräfte *mit seinen* Absichten gleichen Schritt gehalten hätten, er

den Welttheil bis auf den Grund erschüttert haben würde. Den Cardinal Alexander bedrohte er geradezu mit dem Tode, an den Curfürsten Albrecht schrieb er: „Wenn Ihr meine Bücher den Flammen überliefert, werde ich mit Euren Städten dasselbe thun.“

Erasmus bezeugt aufrichtig, dass er sich vor dem zudringlichen und schmutzigen Bettler gescheut hat: „Ich würde Hutten ohne Rücksicht auf die Klatschsucht der Welt aufgenommen haben, aber ich scheute davor zurück, diesen mit Räude bedeckten, unflätigen und verkommenen Bummler zu beherbergen“. — „Ille egens et omnibus rebus destilatus quærebat nidum aliquem ubi moraretur. Erat mihi gloriosus ille miles cum sua scabie in aedes recipiendus, timulque recipiendus ille chorus titulo Evangelicorum sed titulo dum taxat.“ „Zu Sletstadt“, fährt Erasmus fort, „beutelte er alle seine Freunde aus, den Zwingli bettelte er unverschämt an, die Widerwärtigkeit und Prahlhänsereien dieses Menschen sind mit einem Worte nicht zu ertragen.“

Wenn Herr Delbrück Janssen der Parteilichkeit verdächtigt, und von der einen Seite seines dritten Bandes auf das ganze Gechischtswerk schliesend, sich zu behaupten erfrecht: „Das Ganze ist nichts als eine ungeheure Geschichtslüge“, vermag er die wenigen Beweisstellen, die wir beigebracht, mit dem Hauche seines Mundes wegzublasen? Wir warten auf die Lungenprobe des gelehrten Berliner Herrn und sind bereit, die Beweise um das Zehnfache zu vermehren.

Der Verfassungs-Ausschuss
des
constituirenden Reichstages zu Wien und Kremsier 1848-49.

Von Dr. Frhrn. von Helfert.

Der constituirende Reichstag 1848 hatte, wie schon sein Name besagte, die Berathung der Constitution zur Aufgabe und einer seiner ersten Schritte war darum die Niedersetzung eines Constitutions-Ausschusses, der aus drei Abgeordneten von jeder der zehn „Provinzen," welche den Reichstag beschickt hatten und in demselben vertreten waren — also mit Auschluss der Länder der St. Stephanskrone und des lombardisch-venetianischen Königreiches — zusammengesetzt wurde, folglich zusammen dreissig Mitglieder zählte. Es zeigte sich bald, dass eine so vielköpfige Körperschaft nicht berathen könne, ohne eine Vorlage als leitenden Faden vor sich zu haben, und ebenso wurde man bald inne, dass das Werk, das zu schaffen war, aus zwei Theilen sehr verschiedener Art bestehe: aus den „Grundrechten", d. i. demjenigen, was man in der grossen französischen Revolution „die allgemeinen Menschenrechte" genannt hatte, und aus der eigentlichen Verfassung. Es wurden darum aus dem *Schosse* des Constitutions-Ausschusses zwei engere Aus-

schüsse gebildet, ein Dreier-Ausschuss für den ersten und ein Fünfer-Ausschuss für den zweiten Theil des Verfassungswerkes. Der Dreier-Auschuss — Rieger, Hein, Violand — hatte eine sehr leichte Aufgabe; denn da gab es eine reiche Auswahl, Grundrechte gab es damals in allen Verfassungen, und auch die Form war überall dieselbe. Wir werden uns daher mit dieser Angelegenheit nicht weiter befassen. Um so schwieriger war jener Theil der Aufgabe, welche dem Fünfer-Ausschuss — Smolka, Palacky, Cajetan Mayer, Gobbi, Goldmark — zufiel; denn dafür hatte man nirgends ein Vorbild. Bei der Eigenthümlichkeit der Zusammensetzung von Oesterreich war hier ganz Neues zu schaffen, und konnte man höchstens für einzelne auch anderwärts wiederkehrende Partien, wie die Stellung des Staatsoberhauptes, der Minister u. dgl. nach Mustern greifen.

Als der Fünfer-Ausschuss im August seine Aufgabe näher in's Auge fasste, zeigte es sich auch hier, dass es sich zuerst um einen Entwurf handle, der den Berathungen zur Grundlage zu dienen hätte. Mit der Abfassung dieses Entwurfes wurde Palacky betraut, der sich sogleich an die Arbeit machte und trotz der Schwierigkeit und Ausdehnung derselben binnen einigen Wochen damit zu Ende war. Sein Aufsatz machte unter den Fünfen die Runde. Allein nun offenbarte sich ein tiefgehender Zwiespalt der Grundanschauungen. Palacky war entschiedener Föderalist, im Ausschusse aber sassen eben so entschiedene Centralisten, und man kam daher überein, dass jeder der Fünf einen Entwurf ausarbeiten sollte, was aber nur von Gobbi's Seite geschah, der seine Arbeit Palacky und Mayer vorlegte; also aus dem Fünfer-Ausschuss ein engerer Dreier-Ausschuss. Mayer erbot sich nun auf Grund des Palacky'schen und des Gobbi'schen Entwurfes einen dritten auszuarbeiten, welchen er den beiden Genannten zu Anfang November mittheilte. Die von den Drei hierüber gepflo-

genen Berathungen führten zu einer Art Compromiss, dessen Redaction Palacky übernahm und worin er in dem Abschnitt: „Von der Reichs-Central-Gewalt" den Andeutungen Gobbi's folgte. Der sohin vereinbarte, von Palacky redigirte Entwurf wurde lithographirt, um sämmtlichen Mitgliedern des Constitutionsausschusses mitgetheilt zu werden; allein auch Mayer liess seinen nicht-vereinbarten Entwurf lithographieren und vertheilen*), so dass der Constitutions-Ausschuss, als er an die Berathung schreiten sollte, nun zwei Vorlagen statt einer hatte. Ueber allen diesen Zwischenfällen waren mehr als zwei Monate verstrichen und nicht früher als am 22. Januar 1849 konnte die Berathung im Gesammtausschusse beginnen, die von da an mit grossem Pflichteifer fast Tag für Tag, und meist in einer Vormittags- und einer Nachmittags- oder Abend-Sitzung fortgesetzt wurde.

Trotz der ganz begründeten Einsprache Palacky's, welcher Gobbi beifiel, wurde nicht der unter den Drei vereinbarte Entwurf, sondern wurde der Sonder-Entwurf Mayer's den Debatten zu Grunde gelegt. Es wurden dabei immer die betreffenden Absätze des Palacky'schen Entwurfes in Vergleich gezogen, ohne doch an den Mayer'schen Vorschlägen eine wesentliche Aenderung herbeizuführen. Namentlich bei §. 4 des Palacky'schen Entwurfes über das „Selbstregierungsrecht der Länder" erlitten die Freunde des Föderativ-Principes entschiedene Niederlagen. Missmuthig darüber meldete Palacky am 6. Februar seinen Austritt aus dem Ausschusse an, und die Vertretung seiner Anschauungen fiel nun seinen beiden Landsleuten im Ausschusse Dr. Rieger und Dr. Pinkas zu, die im allgemeinen, da die Mehrheit der Mitglieder zum Centralismus hinneigte, kein grösseres Glück mit ihren Anträgen hatten,

*) Protokolle des Verfassungs-Ausschusses im Oesterreichischen Reichstage 1848—1849. Von Anton Springer. (Leipzig.) *Vrgl.* S. 78.

als der Geschiedene.*) Auch übernahmen jetzt sie, Rieger und Pinkas, die Rolle der Gekränkten, namentlich der erstere, der gleich am 7., also am Tage nach dem Austritte Palacky's, mit einem ähnlichen Schritte drohte, aber sich dann wieder bereden liess, auszuharren. Auch betheiligte er sich an der Debatte überall, wo es die von ihm verfochtene Grundanschauung galt, mit lebhafter Wärme und gewohnter Meisterschaft der Rede, wenn er sie auch etwa mit einem Ausdrucke des Missmuthes begann: „Ich habe zwar schon alle Lust, hier zu sprechen, verloren" etc.**)

Justiz-Minister Bach hatte auf Ansuchen des Reichstags-Präsidiums dem Constitutions-Ausschusse vier jüngere Beamte von der Justiz für die Führung der Protokolle beigegeben, von denen zwei seither verstorben sind und einer sich heute in einer ausgezeichneten Stellung seines Berufes befindet; von dem Vierten, der noch vor wenig Jahren ein auf seine damalige Stellung bezügliches Lebenszeichen gegeben hat, bin ich ausser Stande, Näheres anzugeben. Die jungen Rechtsmänner walteten ihres Amtes in anerkennungswerther Weise. Es war, wie kaum erwähnt zu werden braucht, keine stenographische Aufnahme, was sie zu liefern im Stande waren; es waren aber auch keine blossen Beschluss-Protokolle, sondern es war eine sehr eingehende Wiedergabe der Debatte, zu einem grossen Theile unverkennbar mit den eigenen Worten der verschiedenen Sprecher.

Dass der Einblick in diese Verhandlungen heute von lebendigstem Interesse wäre, dürfte der geneigte Leser schon nach dem wenigen zugeben, was ihm vorstehend

*) Es ist mir ein einziger Fall aufgefallen, bei der Berathung des Mayer'schen §. 58, wo der Berichterstatter selbst erklärt, er halte die Palacky'sche Fassung für die entsprechendere; Springer, S. 155.

**) So am 17. Februar; Springer, S. 229.

geliefert wurde. Doch wo sind die Protokolle hingerathen? Ich habe in Wien vergeblich nach ihnen geforscht und auch sonst nicht erfahren, dass jemand Anderer darin glücklicher gewesen wäre. Bei meinen Studien über den Kremsierer Reichstag fiel mir im II. Bande von Springer's „Geschichte Oesterreichs seit dem Frieden 1809" (Leipzig, Hirzel 1865) sonderbar die Genauigkeit auf, womit der Verfasser Mittheilungen über die inneren Vorgänge des Constitutions-Ausschusses brachte, von denen in der stenographischen Aufnahme der Verhandlungen des Reichstages nichts zu finden war, und ich erklärte mir die Sache daraus, dass ihm die Erinnerungen oder Aufzeichnungen seines damaligen Schwiegervaters, Dr. Pinkas, eines der hervorragendsten Mitglieder des Constitutions-Ausschusses, behilflich gewesen. Nun überrascht uns Springer mit einem wortgetreuen Abdruck, zwar nicht der vollständigen Protokolle des genannten Ausschusses, aber doch derjenigen über den sog. zweiten Theil des Kremsierer Verfassungswerkes, also gerade jener Partie, über die wir bisher am wenigsten unterrichtet waren. Wie ist Springer, oder vielmehr sein verstorbener Schwiegervater, in den Besitz dieser Protokolle gelangt? Springer sagt uns im Vorwort, einer der ehemaligen Ordner des Reichstages, der nachmalige Reichstags-Archivar Alois Jelen, habe dem Dr. Pinkas auf dessen Ersuchen „eine genaue Abschrift" derselben verschafft. Der geehrte Herausgeber möge mir verzeihen, wenn ich dieser Angabe meinen ganz entschiedenen Unglauben entgegenbringe und zwar aus folgenden Gründen. Seit der denkwürdigen Nacht vom 6. zum 7. März 1849 und der am Tage darauf erfolgten Auflösung des constituirenden Reichstages gehörte Adolf Pinkas der Opposition an, trat zu den Mitgliedern und dem Anhang der Regierung in das gespannteste Verhältniss und mir scheint es unter diesen Umständen ebenso unmöglich, dass Pinkas mit

einem Anliegen der bezeichneten Art an die leitenden Kräfte des aus dem Kampfe mit dem Reichstage als Sieger hervorgegangenen Ministeriums herangetreten sei, als dass Jelen, dieser allergetreueste Diener seiner Herren, hinter dem Rücken der letzteren einem erklärten Widerpart der Regierung eine so bedeutungsvolle Begünstigung zugewendet habe. Wahrscheinlicher erscheint mir, dass Pinkas mit oder ohne Einverständniss Smolka's, in dem Trubel der letzten Stunden in Kremsier die Original-Protokolle des Constitutions-Ausschusses mit sich nach Prag genommen und dort bis zum Tode Jelen's — † 15. Octbr. 1859, der II. Band Springer's erschien 1865 — vor der Oeffentlichkeit geheim gehalten habe. Ich sehe auch nicht ein, was für einen Grund Springer haben sollte, mit einer solchen Aufklärung hinter dem Berge zu halten. Begreiflich, um nicht zu sagen verzeihlich, wäre dem brusquen Verfahren der Regierung gegenüber, welche der Thätigkeit des Reichstages unerwartet den Faden abgeschnitten, der Schritt eines Mannes der Opposition immerhin, und jedenfalls können wir für den Entschluss Pinka's nur dankbar sein, weil sonst ohne allen Zweifel auch diese Partie der Reichstags-Protokolle unter einem unaufsperrbaren Schlosse gefangen gehalten wäre, wenn nicht etwa gar Alles, was davon nach Wien gekommen, längst in die Stampfe oder auf den Scheiterhaufen gewandert ist. Der von mir vermuthete Gang der Dinge würde es auch erklären, warum Springer nur die Protokolle des zweiten Theiles des Verfassungswerkes herauszugeben im Stande war, nicht aber auch jene des vom Dreier-Ausschusse, welchem Pinkas nicht angehörte, ausgearbeiteten ersten Verfassungstheiles.

Sei dem, wie ihm wolle, der Herausgeber hat ohne Frage der Geschichtsforschung über eine der bedeutendsten wie interessantesten Phasen der vaterländischen Geschicke

einen grossen Dienst erwiesen, und dieser Dienst wäre noch grösser, wenn seine Arbeit nicht einige Lücken aufwiese. Springer hat, und darin geben wir ihm Recht, „die formalen bei jedem Sitzungs Protokolle wiederkehrenden Kopf- und Schlusssätze weggelassen“. Sollte aber nicht in einzelnen Fällen davon eine Ausnahme gemacht werden? Dass Palacky am 6. Februar aus dem Ausschusse geschieden, erfahren wir aus Springer's Geschichte Oesterreichs II. S. 624, und hat es gewiss damit seine Richtigkeit, weil in der That von da an, ja schon von der nächst vorhergegangenen Sitzung am 5. an, von einer Betheiligung Palacky's an der Debatte keine Spur mehr zu finden ist. Aber sollte dieser Austritt stillschweigend erfolgt, von dem Ausschusse stillschweigend hingenommen worden, sollte im Kopfe des betreffenden Protokolles nicht eine sich darauf beziehende Anmerkung gemacht worden sein? Empfindlicher ist ein Abgang anderer Art. Im Anhang S. 365—383 erhalten wir einen Abdruck vom „Entwurf der Constitutions-Urkunde nach den Beschlüssen des Verfassungs-Ausschusses“. Das ist nun ganz gut. Doch neues hat der Herausgeber damit nicht geliefert, da dieser Entwurf von allem Anfang bekannt war und seither von verschiedenen Seiten veröffentlicht wurde. Den Mayer'schen Entwurf bringt Springer wenigstens in den Anmerkungen, und ich denke, wohl vollständig. Völlig unbekannt ist uns dagegen der Gobbi'sche und der ursprünglich Palacky'sche Entwurf geblieben; und auch von Palacky's zweitem (Vereinbarungs-) Entwurf erhalten wir gelegentlich in den Anmerkungen nur Bruchstücke. Durch den Abdruck dieser Entwürfe, die der Oeffentlichkeit bisher durchaus verborgen geblieben, würde der Herausgeber uns zum aufrichtigsten Dank verpflichtet haben.

Ungeachtet dieser Lücken und Mängel bleiben wir, *wie gesagt, dem Herausgeber* Springer für seine Gabe

zu Danke verpflichtet. Nicht so dem Verfasser Springer für seinen vorausgeschickten Essay: „Die Verfassungskämpfe von 1848 bis 1884.“ Ein Mann, der seit langen Decennien seiner Heimath den Rücken gekehrt, sollte nicht den Beruf in sich fühlen. über die inneren Zustände derselben abzusprechen. Er ist nicht mehr Athener und das Solon'sche Gesetz hat auf ihn keine Anwendung mehr. Er ist Megarer oder Kenchräer geworden und hat mit unsern Parteiungen nichts zu schaffen. Was uns, die wir dem angestammten Vaterlande treu geblieben, hier und dort drückt, was uns für den Augenblick gegenseitig spaltet und auseinanderhält, wir werden es unter uns ausmachen, wir brauchen keinen Dritten dazu und verlangen uns sein Urtheil nicht.

Ein Erinnerungsblatt an den grossen Todten im Dome zu Salerno.

Von Dr. G. E. Haas.

Wenn man von der göttlichen und der Menschheit in ihren Endabsichten verborgenen Leitung der Kirche absieht, so haben wir die Erhaltung der christlichen Wahrheit, der Universalität unserer Kirche jene Veranstaltungen zu danken, welche Gregor VII. traf, um die Unabhängigkeit dieser Kirche sicher zu stellen. Hätte der grosse Papst sich nicht den Mächtigen der Erde entgegen geworfen, dem Sturme Halt geboten, die Flut zurückgestaut, der materiellen Gewalt die Kraft seines erhabenen Geistes entgegengesetzt — die katholische Kirche wäre längst in National- und Landeskirchen zerfallen und würde heute einen noch untergeordneteren Platz einnehmen, als die unter Staatsaufsicht gestellte und von Laienpäpsten regierte protestantische Religionsgesellschaft.

Um zu begreifen, was Gregor VII. gethan und gewirkt hat und warum er so und nicht anders handeln konnte und durfte, muss man sich die politische Lage Europas am Ausgange des ersten Jahrtausendes vergegenwärtigen. Tief in der menschlichen Natur begründet ist das Streben nach Ausdehnung der ererbten oder errungenen Gewalt. Der Mensch ist von Natur geneigt, sich als *Mittel*punkt seiner Umgebung zu betrachten, Alles seinem

Willen zu unterwerfen und Anderen Gesetze aufzuerlegen. Wer nun zu herrschen berufen ist, und keine andere Schranke als die physische Unmöglichkeit kennt, läuft stets Gefahr die Grenze des Erlaubten zu überschreiten und die Gewalt an die Stelle des Rechtes zu setzen.

An Scheingründen für die Rechtmässigkeit strafwürdiger Handlungen hat es den Mächtigen nie gefehlt und wo sie dieselben nicht in der Profangeschichte fanden, suchten sie in den heiligen Büchern darnach. Weil die Obrigkeit von Gott eingesetzt ist und die Könige die Vertreter Gottes in dem weltlichen Regiment sein sollten, so beriefen sie sich auch bei jedem Unrecht, bei jeder Vergewaltigung, bei jeder Auflehnung wider göttliches und menschliches Gesetz, auf diesen angeblichen Freibrief. Dass man Gott mehr gehorchen solle als dem Menschen, ignorirten sie in dem Identitätsbewusstsein, welches am stärksten und deutlichsten bei den oströmischen Imperatoren hervorgetreten war und in den deutschen Königen verständnissvolle Nachahmer gefunden hatte.

Die griechischen Basilleus massten sich ganz unumwunden das Privilegium einer Mitregentschaft und die Theilnahme an der göttlichen Weltleitung an. Sie verstanden unter ihrem kaiserlichen „Wir“ sich und den Herrn Jesu Christ, sich und die Mutter des Herrn, sich und den Schöpfer und Erhalter der Welt. So heisst es bei der Kaiserin Irene und bei Konstantin VI.: „bei Gott, welcher mit uns herrscht und regiert“. Die griechischen Imperatoren bitten collectiv mit Gott im Himmel, dass der Papst in der von ihnen gewünschten Weise vorgehe. Sie nennen sich selbst die göttlichen Herrscher. Die natürliche und logische Folge dieser Anmassung offenbarte sich in den Verhältnissen, die sie der Kirche und ihren Lehren gegenüber beobachteten. So wollten sie als Glaubenslehrer und Kirchengebieter — *διδασκαλοι πιστεως* — und *δεσπότες των εκκλεσιων* — angesehen werden.

Leo der Isaurier hatte sich dem Bischof von Rom geradezu als Papstkönig angekündigt. Gregor II. aber diese Anmassung mit einer Entschiedenheit, die nichts zu wünschen übrig liess, zurückgewiesen. „Die Kirche", sagte ihm Gregor II., „steht ausserhalb Deiner, der weltlichen Machtsphäre, sie zu regieren haben die Bischöfe Gewalt von Gott, die Dir mangelt. Dein Beruf reicht zur Verwaltung weltlicher Angelegenheiten hin, nicht zur Ordnung geistlicher Dinge u. s. w." Im byzantinischen Reiche führte der Cäsareopapismus zur Kirchenspaltung und zum Untergange des oströmischen Staates. Das griechische Kirchenthum verfiel dem traurigen Schicksale der Erstarrung, die dem katholischen ferne blieb, der Geist entwich und es ist auch heute noch nicht abzusehen, wie jene Nationen, welche im Banne dieser Mumificirung des Dogmas zu leben gezwungen sind, ohne Neubelebung durch Wiedervereinigung mit der römisch-katholischen Kirche, sich zu einer neuen Völkerjugend aufraffen sollen.

Die menschliche Natur offenbart sich als dieselbe am Goldenen Horn und zu Regensburg an der Donau, oder in einer anderen Kaiserpfalz, wie in Deutschland, so in Frankreich, überall wo Menschen vom Geiste der Hoffart und Herrschaft besessen und getrieben werden. — Nichts war den Germanen schwerer fassbar als der christliche Geist der Demuth und Versöhnlichkeit, in Nichts mochten sie sich schwerer zu finden, als in den Gedanken, dass man seinen Feinden verzeihen, ja für sie beten solle.

Einer der grössten und zumeist in die Augen springenden Vorzüge des Christenthumes ist die Bändigung der Leidenschaften, das heisst jenes seelichen Zuges, der seinen Ausgangspunkt in den Nerven und Sinneswerkzeugen hat, zu Vorstellungen und Begriffen und dann zu Thaten führt, welche mit dem Rechtsbewusstsein und der wahren Menschenwürde im Widerspruche stehen. — Die Kirche *verfügte* über die Mittel, das selische Gleichgewicht zu

erhalten. Sie gab nicht Rathschläge wie die griechischen und römichen Philosophen, sondern sie ordnete an, schrieb vor, befahl.

Eine solche Gewissensmahnerin war den occidentalischen Herrschern nicht minder unbequem als den orientalischen Basileus. — Wenn man noch zu ihren Gunsten eine Ausnahme gemacht, wenn man sie persönlich von der Befolgung des göttlichen Gebotes dispensirt, wenn man ihnen aus Rücksicht für ihren Rang und Stand die straffreie Uebertretung des Sittengesetzes zugelassen hätte! Aber die Herrschsucht der Statthalter Christi war so schranken-, ihre Frechheit so zügellos, dass sie nicht einmal vor den Thronen Halt machte.

Wenn Philipp von Frankreich ein Privatmann gewesen wäre, man würde es begreiflich finden. dass seine eigenmächtige Trennung von seinem jungen Weibe und Wiedervermählung mit Bettrada auf geistlichen Widerspruch stiess, aber ein König von Frankreich, „le fils ainé“ der katholischen Kirche, ein Mann, dem Keiner und Keine etwas einwenden durfte, sollte auf dem innersten Gebiete des Familienlebens fremde Einmischung dulden! Das war abscheulich. — Derselbe König warf einige lombardische Kaufleute auf offener Heerstrasse nieder und raubte sie aus. — Ein harmloser fürstlicher Scherz, nichts weiter. An den nächsten Baum den Missethäter, der sich Aehnliches unterfing! Aber ein über den Gesetzen stehender Monarch, ein Monarch, der als Stellvertreter Gottes nicht wohl Unrecht thun kann. ein so grosser König wie Philipp I. — ihn kanzelt der Schmiedesohn von Savona wie einen Schuljungen ab und nicht genug mit der Strafpredigt, er verhängt die Excommunication über den König, er belegt sein Reich mit dem Interdict.

Des französischen Königs Nachbar ist Kaiser von Deutschland, der Idee nach Beherrscher des Erdkreises und dieser grosse Monarch, dieser Weltgebieter soll nicht

einmal ein Bisthum verschachern, eine armselige Abtei an den Meistbietenden vergeben dürfen? Der junge Fürst war ein gewaltiger Unzüchter — das gestehen selbst seine Freunde zu — aber was will das bei einem Monarchen sagen, der Niemandem Rechenschaft abzulegen hat? Und ist denn Unzucht etwas so Schlimmes? War Trajan und Antonius Pius von diesem Laster frei? Und gelten diese beiden Imperatoren nicht als Musterfürsten?

Der Schmiedesohn von Savona dachte anders und zog Heinrich IV. zur Rechenschaft. Natürlich ein neuer Beweis von päpstlichem Hochmuth und incarnirter Ränkesucht! — Da kommen wir auf den Gegenstand unserer kleinen Skizze. Die römisch-katholische Kirche lief zu Anfang des Zeitraumes, von dem wir sprachen, Gefahr, in Abhängigkeit von der weltlichen Gewalt gebracht zu werden. Man hatte sich daran gewöhnt, den päpstlichen Stuhl von Deutschland aus zu besetzen und Heinrich III. hatte Rom mehr als einen Papst gegeben. Die Institution der Investitur mit Ring und Stab hatte zu einer traurigen Begriffsverwirrung Anlass geboten. Die Bischöfe und Aebte konnten glauben, nicht nur die Temporalien, sondern die geistliche Würde selbst aus den Händen der Könige zu empfangen und ihnen mehr als dem Statthalter Christi zu Gehorsam und Dank verpflichtet zu sein. In der That war es dahin gekommen, dass die Bischöfe selbst die Appellation an den Papst hinderten und ihren Diöcesanen verboten, an die Quelle aller Jurisdiction, nach Rom, zu gehen, und sich dort Absolution zu holen. Die deutschen Könige vergaben Bisthümer und verliehen Abteien nach ihrem Belieben, vielleicht unter den Ottonen und auch unter Heinrich III. noch zum Wohle der Kirche oder mindestens nach bestem Wissen und Gewissen. Unter Heinrich IV. dagegen war der schmählichste Handel eingerissen und das Laster der Simonie durch halb Europa, besonders aber in Deutschland, endemisch geworden. Die

Geistlichkeit erinnerte sich kaum mehr des Gelübdes der Keuschheit und Priesterehen kamen zahlreicher im Schoosse des Clerus vor als der Cölibat. In Frankreich weigerten sich die Priester entschieden, sich von ihren Hausfrauen zu trennen und ein minder thatkräftiger Mann als Gregor VII. würde von so gewaltigem Widerstande abgeschreckt, vielleicht seine Verordnung zurückgenommen haben.

Die deutschen Könige, durch zwiespältige Papstwahlen begünstigt, verfolgten jene bekannte caesareopapistische Politik, die, wenn sie sich ungestört entwickeln kann, zur Unterjochung der Kirche führt. Es schien nun bis Mitte des 11. Jahrhundertes Alles zur Ernte reif und Heinrich IV. meinte nur die Sense handhaben zu dürfen, um die Frucht der Kaiserpolitik seiner Vorfahren ruhig einzuheimsen. — Da erweckte die Vorsehung einen Mann, dessen Thatkraft dem fortschreitenden Verderben gewachsen war — eben jenen Hildebrand, welcher 1073 zum Papste gewählt worden war.

Wenn er in einem Schreiben öffentlich versichert, „dass die Kirche Christi überall mit Füssen getreten, angegriffen und misshandelt werde“ — „per totum orbem conculcata et confusa et per diversas partes discissa“ — so haben wir allen Grund, ihm auf's Wort zu glauben, denn man kann nicht öffentlich eine Behauptung aufstellen, von deren Nichtigkeit Jedermann überzeugt ist und die Geschichte hat uns so viele Zeugnisse der Wahrheit jener Behauptung erhalten, dass sich auch uns, wenn sie nur mit unparteiischem Geiste gelesen werden, die gleiche Ueberzeugung aufdrängt.

Der Episcopat ist vielfach zum Palastbischofthum geworden, er identificirt die Ehre Gottes mit der Ehre seines gnädigen Herrn, das Wohl der Kirche mit der Zufriedenheit des Königs; die Fürsten und ihre Diener sind wohl nicht ihrer theoretischen Ueberzeugung und ihrem Glaubensbekenntnisse nach, dagegen aber in ihrer Lebensführung

und Regierungsweise, durch ihre Werke und Thaten hinter die christliche Aera zurückgegangen. Es ist nicht das Reich Gottes, das zu uns kommen soll, sondern die Machtfrage, welche die Welt bewegt: Rectores enim et principes hujus mundi — quasi vilem ancillam, opprimunt eamque scilc „ecclesiam .“ Die deutschen Bischöfe bekräftigen diesen Ausspruch durch ihre Klagen, die auf einander folgenden Synoden auf französischem Boden, durch ihre Beschlüsse, die Geschichtsschreiber beider Länder durch ihre Aufzeichnungen.

Gregor VII. unternahm die Riesenaufgabe, die Kirche von dem Machtgebote der weltlichen Gewalt, seinen Clerus von der fürstlichen Willkür loszulösen. Er behauptete, dass, was der Kirche und mittelbar Gott einmal gegeben worden, ihr keine Macht der Erde mehr entziehen dürfte und verwarf darum die Investitur. Eben so wenig wollte er ein kaiserliches Ernennungsrecht anerkennen und hatte darin vom canonischen Standpunkte auch vollkommen recht. — Die spätere Gewohnheit konnte dem Kirchenrecht nicht derogiren. Daher seine Ermahnung an Heinrich IV.: „Observet sanctorum Patrum doctrinam.“

Wenn schon die Ernennung der Bischöfe der Kirchenunabhängigkeit Abbruch zu thun geeignet war und Gregor auf freie Wahl drang, um wie viel mehr musste er nicht jeden entscheidenden Einfluss der weltlichen Fürsten auf die Papstwahl zurückweisen? In Bezug auf die Priesterehen hatte Gregor zweierlei Zwecke im Auge: dem Geist der katholischen Kirche gerecht zu werden, indem er die alten Verordnungen wider die Priesterehen erneuerte und die Diener Gottes abermals zu jener Keuschheit zurückrief, die als eine besondere christliche Tugend betrachtet war, und dann die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Kirche durch die Ehelosigkeit ihrer Diener zu sichern. Als vortrefflicher Menschenkenner wusste der Papst recht wohl, dass der sonst unfassbare Charakter an demjenigen

gefasst werden könne, der mit ihm in untrennbarem Zusammenhange steht, also der verehelichte Priester an der Sorge für Weib und Kind. Wer die Welt zu überwinden auserlesen und berufen war, dem musste die Selbstüberwindung ermöglicht, der sollte vor jedem Gewissensconflict bewahrt werden. Wir wissen, dass der geistliche Coelibat schon damals in und ausser dem Clerus hartnäckige Gegner hatte, wir wissen, dass die Einwendungen wider die Ehelosigkeit fast genau so lauteten, wie heutzutage; dennoch hielt Gregor an seinen Bestimmungen zum Heile und Segen der Kirche fest, deren Unabhängigkeit nur von Priestern zu behaupten ist, die selbst unabhängig sind.

Es ist ganz richtig, dass Gregor VII. in seinen Ansprüchen noch viel weiter ging und sich anschickte, einer theokratischen Regierung Bahn zu brechen. Damit ist das Capitalverbrechen ausgesprochen, dessen man Gregor beschuldigt und das man noch heutigen Tages seinen Nachfolgern entgelten lässt.

Was ist das, ein theokratisches Regiment? Unstreitig eine Regierungsform, die sich den göttlichen Gesetzen anschmiegt und mit jeder Verletzung derselben in unversöhnlichem Widerspruche steht. — Für eine Zeit der Auflehnung wider alle göttlichen und menschlichen Gesetze, für eine Zeit der Gewaltthat, wilder Leidenschaften, unbändiger Triebe, sicher nicht die schlimmste Staatsverfassung. Die Welt jener Tage bedurfte eines unmittelbaren Eingreifens von Gottes Finger in die menschlichen Angelegenheiten, die Autorität, welche über die Gewalthaber etwas vermögen sollte, musste sich über die irdische Hoheit erheben und etwas vom Abglanz des Himmels an sich haben. Das geschriebene Gesetz genoss nicht gleiche Ehrwürdigkeit und erzeugte nicht die nämliche Ehrfurcht, wie das von Jesu Christ selbst sanctionirte Moralgesetz. Und Gregor VII. wollte ja nicht sowohl Beherrscher als

oberster Richter sein. Von Lictoren, Fasces und dem Beil war keine Rede, nur von einer priesterlichen Gewalt, welcher die Macht zu binden und zu lösen auf die mannigfachen Bedürfnisse, Schäden und Verhältnisse der Sterblichen angewandt wissen wollte.

Wo die Könige Strassenraub trieben, die Kaiser um Bisthümer feilschten, die Gerechtigkeit zu festen Preisen käuflich war, da durfte wohl ein Hildebrand glauben, dass sein theokratisches System der Menschheit mehr frommen würde.

Man hat die Worte und Werke dieses grossen Mannes aus ihrem Zusammenhange gerissen, aus dem Zusammenhange mit den Zeitgenossen mit der Zeit selbst, in der Gregor VII. lebte, man hat ihn zum herrschsüchtigen Priester gestempelt, der seinen Arm bereitwillig jedem Verrathe und Treubruch lieh und kein höheres Interesse als das jedes gemeinen Ehrgeizigen kannte. — Welch' historischer Irrthum! welch' eine Geschichtslüge!, welch' verschrobenes Bild der Wirklichkeit! — Es kommt ein geistvoller, erfahrener Arzt des Weges her und trifft auf einen Schwerkranken, er erbarmt sich seiner und verordnet, was er nach seinem Dafürhalten für das Heilvollste und Zweckmässigste erkennt. Hundert Meilen von dem Orte erheben nun Leute ihre Stimme und tadeln den treuherzigen Mann, weil er seinem Kranken Mittel verschrieb, deren sie — die gesunden Menschen — nicht bedürfen, oder welche das Uebel, an dem sie leiden, verschlimmern würden. Sie schimpfen den treuherzigen Samaritan wohl gar Mörder und Räuber, denn sie haben gehört, dass er dem Kranken Blut entzogen habe — und sie strafen ihn, da sie selbst an Anaemie leiden, weil er keine Transfusion vorgenommen.

Heute würde sich Gregor VII. bedenken, einen Mo-

narchen des Strassenraubes wegen zu excommuniciren. — Warum? — weil es keine Monarchen gibt, die Strassenraub begehen. Heute würde Gregor VII. nicht mehr in gerechtem Zorn über die Bigamie eines Königs ausbrechen. — Warum? — weil es keinem Fürsten einfällt, sich gleichzeitig zwei Frauen zu nehmen. — Heute würde wohl so ziemlich jedes gekrönte Haupt vom Banne verschont bleiben. — Warum? — weil die Person des Fürsten hinter seinen Rathgebern zurücktritt und es unrecht wäre, den Einzelnen für das System verantwortlich zu machen, das ihm die Mehrheit aufgedrängt. Nicht die Regenten, nicht die Gesetzgeber, sondern die Räthe der Fürsten, die Gesetze, welche von den Regierungen in Uebereinstimmung mit der Reichsvertretung zu Stande kommen, würden die Gegenstände sein, mit welchen sich Gregor VII. heute beschäftigte, wie Personen und Dinge die Objecte seiner Amtsthätigkeit vor acht Jahrhunderten waren.

Gregor war ein Säcularmensch, eine jener Titanengestalten, wie sie nur nach langen Zeiträumen auftreten, um die Welt mit ihrem Ruhm zu erfüllen Sein scharfer Blick erfasste Vergangenheit und Zukunft und er fand das richtige Wort für Dinge und Begriffe, die erst der Folgezeit angehörten, an seinem erlauchten Geiste zogen die Schatten der Zukunft vorüber und er entwarf Pläne, die eine andere Generation von später geborenen Menschen ausführte. So entstand in seinem Haupte die erhabene Idee der Kreuzzüge, eine Idee, die, wenn nach seiner Absicht durchgeführt und verwirklicht, Orient und Occident vermählt und in's Werk gesetzt haben würde, was Alexander versuchte und woran unsere Zeit mühselig arbeitet.

Gregor VII. fand in fremder Erde und als Flüchtling sein Grab und er durfte mit Recht in die Worte ausbrechen, dass ihn Gerechtigkeitsliebe und Hass des Bösen in's Elend und in den Tod getrieben haben. Er lebte und

starb für eine jener grossen Ideen der Menschheit, welche den Himmel zu ihrer Wiege und Heimat haben, für eine Idee, die ihn überdauerte und so unzerstörbar ist, wie Alles das, was der Geisteswelt entstammt. Er lebte und starb für eine Ueberzeugung, deren Garantie auf göttlicher Verheissung beruhte, und wir preisen den heiligen Greis glücklich und selig, weil ihm der Heiland die Martyrer-Palme gegönnt, weil er ihn des Leidens gewürdigt hat.

Aus der Napoleonischen Zeit.

Von Dr. Frhrn. von Helfert.

Die grosse französische Revolution hat durch die fleissige und eingehende Geschichtsforschung der letzten Decennien vielfach ein anderes Aussehen gewonnen, als ihr die Lobpreiser der „Grundsätze von 1789", der „Menschenrechte" zu leihen beflissen waren. Die Helden der „republikanischen Tugend", namentlich ihr Obergott Robespierre, haben von dem Piedestal, auf das sie ihre Verehrer erhoben hatten, heruntersteigen müssen, und auch die napoleonische Legende ist vielfach ihres romantischen Schmuckes entkleidet worden. Aber auch im Gewande der Prosa hat die Gestalt und die Zeit dieses ausserordentlichen Mannes eine solche Anziehungskraft, dass wir jeder Publikation, die auf dieselbe neue Lichter zu werfen, die Ereignisse, Zustände und Stimmungen seiner epochemachenden Erscheinung in Einzelheiten schärfer zu characterisiren, genauer auszuzeichnen geeignet ist, ein ganz eigenes Interesse entgegenbringen. Dieses Verdienst nehmen in hohem Grade zwei Briefsammlungen in Anspruch, auf welche wir aufmerksam machen wollen.

Als vor zwölf Jahren bei Braumüller meine „Maria Louise, Erzherzogin von Oesterreich, Kaiserin der Franzosen" (mit 2 Bildnissen und 2 Facsimile XVIII. u. 416 S.) erschien, konnte ich von ihren Briefschaften nur die an ihre Angehörigen, vorzüglich an ihren Vater, den

Kaiser Franz. gerichteten benützen, in welcher ein gehorsamer, fast unterwürfiger Ton herrscht, während sie anderseits im deutschen schriftlichen Ausdruck nichts weniger als eine Meisterschaft verräth. Die jetzt veröffentlichten Briefe*) tragen einen wesentlich anderen Character; die Gräfin Colloredo, ihre Aja 1799 bis Herbst 1805, ist ihre ältere Freundin, deren Tochter Victoria, seit 1810 Grafin Crenneville, ist ihre Gespielin und Jugendgenossin, und demgemäss ist der Ton ihrer Mittheilungen an die eine wie die andere vertraulich und dabei offen und ungeschminkt, wobei ihr das Französische leichter und ohne allen Vergleich eleganter als ihre Wienerische Muttersprache aus der Feder fliesst. Wenn ich daher damals, nach dem Eindruck, den ihre kindlichen, und der Form nach mitunter fast kindischen Schreiben an ihre Eltern auf mich machten, und nach der entschieden untergeordneten Rolle, die sie an der Seite des gewaltigsten Mannes zweier Jahrhunderte spielte, in der Vorrede, S. III., über ihren Geist den Stab gebrochen, sie als ein „harmloses weiches Geschöpf" hingestellt habe, „bildsam wie Wachs", so nehme ich nunmehr, wo ich dieselbe Frau von einer ganz anderen Seite, in einer völlig unbefangenen und ungezwungenen Haltung und Bewegung kennen gelernt, jenen Ausspruch feierlich zurück, und erkläre sie für eine Frau von ebenso feinem Geist als tiefem Gemüth, und dabei von einem Character, der uns die höchste Achtung abgewinnt.

Aber noch eine andere Frau gewinnt aus diesem Briefwechsel eine vortheilhaftere Beleuchtung. Dass sich die Gräfin Colloredo an der Seite eines nichts weniger als hervorragenden Gemahls mehr als es sich für eine Frau schickt, mehr insbesondere als es ihre Stellung am kaiser-

*) Correspondance de Marie Louise 1799—1847. Lettres intimes et in édites á la Comtesse de Colloredo età Mlle. de Pontet. depuis 1810 Comtesse de Grcneyille. Avec 3 portratis. Viene 1886 Gerold fils 8°. 335 S.

lichen Hofe zuliess. in allerhand politische Machenschaften einliess. ist eine leider ebensowenig zu läugnende Thatsache, als dass eben diese Machenschaften in einer so kritischen Zeit ihren Sturz herbeiführten. Hingegen müssen wir der Gräfin Colloredo als Erzieherin das grösste Lob spenden, was selbst die Kaiserin, die auf ihre Entfernung gedrungen hatte, vollauf zu würdigen wusste, indem sie ihre Tochter auf deren inständige Bitten gestattete, mit ihrer innig geliebten und verehrten Aja in brieflichem Verkehr zu bleiben. Maria Louise hat diese Gesinnungen bis an ihr Lebensende bewahrt, und immer kehren in ihren Briefen sowohl an die Colloredo (in dritter Ehe Prinzessin von Lothringen), als an deren Tochter Ausdrücke wärmsten Dankes wieder, da sie alles, was und wie sie sei, einzig der vortrefflichen Leitung der Führerin ihrer Kinderjahre zu danken habe.

Mit dem Jänner 1810 treten wir an jene entscheidende Wendung in den Geschicken Marias Louisens ein, die ihr für immer einen weltgeschichtlichen Platz sichert. Leider ist unserer „Correspondance“ gerade in diesem Punkte ein unverantwortliches Versehen unterlaufen, indem sich der Brief der Erzherzogin vom 22./23. Jänner an die Colloredo S. 80—85, in das Jahr 1809 statt 1810 eingereiht findet. Allerdings hat M. L. selbst „1809“ geschrieben. Allein wem von uns wäre es nicht schon zugestossen, dass uns, wenn wir z. B. durch zwölf Monate „1895“ zu schreiben gewohnt waren, im dreizehnten gleichfalls diese Jahreszahl statt der richtigen „1896“ in die Feder kommt? Bei M. L. ist aber jener Missgriff keineswegs der einzige dieser Art. So datirt sie S. 165 „Paris le 27. November 1812“, wo es offenbar „décembre“ heissen sollte, weil man von der bevorstehenden „nouvelle année“ wohl vier Tage früher, aber nicht beinahe sechs Wochen früher zu reden pflegt, und weil Napoleon aus dem russischen Feldzug am 18. December in Paris eintraf, und ihn daher seine Kaiserin nicht am 27. November daselbst begrüssen konnte. Bei

halten. Die dadurch entstandenen Lücken auszufüllen, hat mit Gestattung des Königs Karl von Württemberg der Vice-Director des k. geh. Haus- und Staats-Archives in seinem Buche*) unternommen. Aber auch er hat nicht alles abgedruckt, was sich vorgefunden; denn wir ersehen aus der Einleitung, I. S.XXIV f., dass „verschiedene von Katharina wohl unter keinen Umständen für die Oeffentlichkeit bestimmte Aufzeichnungen," die „für die Geschichte werthlos. für andere insbesondere für die Mitglieder der Napoleonischen Familie verletzend gewesen wären." der Oeffentlichkeit vorenthalten wurden. Das ist zu bedauern, weil der Publication dadurch der Schein einer Parteilichkeit anklebt, von der ja auch die grosse „Correspondance Napoléon" nicht frei geblieben ist, weil es verlautete, dass viele Schriftstücke, als ihrem Helden minder günstig, unterdrückt worden seien. Ob derlei Dinge „für die Geschichte werthlos" seien, wäre denn doch erst zu prüfen, und dem anderen Scrupel des Herausgebers mit der Frage zu entgegnen, ob denn die von ihm veröffentlichten „Aufzeichnungen" Katharinens von ihr „für die Oeffentlichkeit bestimmt" gewesen? Aus diesem letzteren Grunde hätte überhaupt nichts dem Druck überantwortet werden dürfen.

In allem zeigt sich uns der Herausgeber als einen Württemberger von echtem Schrot und Korn, in treuer Liebe zu seinem Lande und Volk, in ehrfurchtsvoller Ergebenheit zu seinem altberühmten Königshause. Wenn wir dies theilnehmend anerkennen, so erklärt es uns zugleich einige Auffassungen und Behauptungen, denen wir unbefangenen Dritten so manches nisi entgegenzusetzen

---

* Briefwechsel der Königin Katharina und des Königs Jérôme von Westphalen, sowie des Kaisers Napoleon I. mit dem König Friedrich von Württemberg. Herausgegeben von Dr. August von Schlossberger etc. Stuttgart, Kohlhammer. 8°. I. Bd. XXXII und 422 S. II. Bd. XLIV und 280 S.

haben. Was zwar seine unmittelbare Heldin betrifft, so lassen wir durchaus die Worte der „Mémoires du Roi Jérôme“ gelten: „Cette noble femme, une des plus belles figures de l'époque impériale“. Als Tochter, als Gattin, als Mutter, als Frau, in jeder dieser Beziehungen verdient sie unsere volle Anerkennung. Der Ehebund war von beiden Seiten ein aus Gründen der Politik aufgenöthigter. Jérôme musste sich auf Befehl seines kaiserlichen Bruders von seiner ersten Frau trennen, Katharina musste auf Befehl ihres Vaters einem Manne die Hand reichen, der ihr von vornherein weniger als gleichgiltig war, „étant occupée d'autres projet's“. Doch kaum waren die Beiden einander gegeben, kaum hatten sie sich näher kennen gelernt, und das schönste eheliche Verhältniss entwickelte sich daraus; s. die Stelle in dem Briefe an ihren Vater vom Weihnachtstage 1807: „Je suis la plus heureuse des femmes dans mon intérieur“ II. S. 100. Nur eines fehlte ihnen lange Jahre hindurch: Kindersegen. Wie beneidete Katharina ihre kaiserliche Schwägerin und deren hochgebietenden Gemahl nach der Geburt des Königs von Rom! „Celui-là est le seul bonheur qui lui manquait, tout lui réussit!“ Auch in Wien sagte man zur selben Zeit: „Ihm glückt alles, ein Erbe fehlt ihm, und jetzt hat er ihn!“*) Der Gedanke war damals allgemein, weil er eben nahe lag — für Napoleons Anhang ein Probestein seines unerschütterlichen Glückes, für die unter seinem Joche knirschenden Fürsten und Völker einer ihres unabwendbaren Verhängnisses! Für letzteres ging der Gemahlin eines Napoleonischen Vasallenfürsten jedes Verständniss ab. Als sie im Mai 1811 das Landgut des Freiherrn von Stein besuchte, war es ihr unbegreiflich, wie ein Mann, der einen schönen Namen und sein gutes Auskommen hat, alle diese Vortheile und Neigungen dahin geben könne, „pour intriguer!“ Sie war eben ganz Imperialistin

*) Siehe meine „Maria Louise“ S. 195.

und „grande nation“ geworden. Schon von ihren Jugendjahren in Mömpelgard war sie gewohnt, französisch zu sprechen, zu denken, zu schreiben: nur die Gewohnheit, dem lieben Gott Gebete in französischer Sprache herzusagen, hatte sie nicht angenommen: sie betete deutsch.

Fast in der Zeit des Niedergauges des Napoleonischen Gestirns wurde ihr auf französischem Boden Mutterglück zutheil, ihr, die bis dahin keine blühenden Kinder anderer Frauen ohne schmerzliche Empfindungen sehen konnte! Anders dachte jetzt ihr Vater, und hier ist einer der Punkte, wo wir den einleitenden Bemerkungen v. Schlossberger's entschieden entgegentreten müssen. Ihn reden zu hören, hätte nach dem Sturze der Napoleoniden König Friedrich nur darum in seine Tochter gedrungen, das Eheband mit Jérôme zu lösen, weil er jetzt erst zur Einsicht gekommen, dass es ein seiner geliebten Tochter aufgedrungenes Verhältniss, dass es von ihrer Seite nur opferwillige Selbsttäuschung sei, wenn sie den Vater ihres häuslichen Glückes und Friedens hat versichern wollen.

Wenn wir gar nichts anderes besässen als des Königs Antwort auf ihren Brief aus Stains bei Paris, 14. Jan. 1814, so würden die Motive für seinen Gesinnungswechsel auf ganz einer andern Seite zu suchen sein, als in einer überzärtlichen Rücksichtnahme für das Glück seiner Tochter. Sie meldet ihm in Zeilen, aus denen wir ihre unaussprechliche Seligkeit herausfühlen über das unerwartete Glück „d'être grosse de deux mois“ (II., S. 59). Und was erwidert er ihr? Einige Jahre früher, heisst es, würde er diese Botschaft mit dem grössten Vergnügen entgegengenommen haben; unter den Verhältnissen, wie sie sich jetzt gestalten, können sie ihn nur mit der lebhaftesten Unruhe über ihre Zukunft erfüllen (II. p. XI). Dieser bei Zeiten eingeleitete Rückzug beweist zugleich, dass es keineswegs die Uebereinstimmung mit dem Willen der

Grossmächte war — „nous agissons de concert, moi, ma famille et les souverains mes alliés“ — was seinen Entschluss einer anderen Bestimmung seiner Tochter veranlasst hat. Im Februar 1841 waren die Alliirten noch weit davon entfernt, ähnliche Bedingungen an ihren minder mächtigen Bundesgenossen zu stellen, was nach dem ersten und noch mehr nach dem zweiten Pariser Frieden allerdings eintrat. Der Herausgeber versäumt keinen Anlass, König Friedrich als einen ebenso klugen wie energischen Staatsmann, als einen um sein Land und Volk hochverdienten Monarchen hinzustellen, und das wollen wir ihm gern zugeben. Aber Friedrich's von Schlossberger gerühmte „Vertragstreue“, die nach der Ansicht vieler nur zu weit gegangen ist“ (II p. XXIX.), bedarf doch einigen Commentars. Dass der Beherrscher eines kleinen Staates, wie Württemberg, in der Mitte gelegen zwischen den Riesenmächten des Westens und des Ostens, die mit einander seit dem Umsturz der alten Ordnung in Frankreich im Kampfe standen, sich zu einem Schaukelsystem verurtheilt sah, das ihn jene Partei ergreifen hiess, die ihm und seinem Lande für den Augenblick grössere Sicherheit bot und selbst Vortheile zuführte, daraus wollen wir ihm keinen Vorwurf machen; nur möge man es anderseits unterlassen, ihn dafür zum politischen Tugendhelden zu stempeln, was von Herrn v. Schlossberger selbst dessen württembergische Landsleute nicht gläubig werden hinnehmen wollen.

Die Haltung Katharinens ihrem nur auf seinen politischen Vortheil bedachten Vater gegenüber bleibt für alle Zeiten eines der schönsten Zeugnisse ehelicher Ausdauer und Treue. „Sire, le mari que vous m'avez donné, je ne le quitterai pas déchu du trône; j'ai partagé sa prospérité, il m'appartient dans son malheur“ — das ist gross gedacht und edel ausgedrückt. Als sie König Friedrich mit Gestattung des Kaisers Franz aus ihrem

Grätzer Asyl zu sich nehmen will, schreibt sie ihm 12. Mai 1815 (II S. 176 f.): „Avant que j'entre dans vos États, mon cher père, veuillez bien entendre la répétition du serment que je fais: qu'aucune force ne me séparera du roi mon époux, quelque puisse être son sort.“ Der Vergleich mit Maria Louise im Verhalten zu Napoleon ergibt sich von selbst und fällt natürlich zu vollen Ungunsten der letzeren aus, was von unserer Seite weder geläugnet noch beschönigt werden soll. Gleichwohl muss man billig genug sein, den grossen Unterschied in's Auge zu fassen, der zwischen der westphälischen Königin und der entthronten Kaiserin von Frankreich obwaltete. Legen wir darauf, dass Katharina um neun Jahre älter um drei Jahre länger verheirathet war, kein übergrosses Gewicht, so fällt doch gar sehr die grundverschiedene Anlage ihrer beiderseitigen Gemüthsart in die Augen. Maria Louise lernen wir von ihren frühesten Jahren als folgsames Kind kennen, die keinen Willen kannte als den ihres Vaters. „Madame Trinette“ im Gegentheil zeigte schon als kleines Mädchen eine merkwürdige Selbstständigkeit, ja einen Eigenwillen gegenüber ihren Erziehern, so dass Madame Tronchin nachgerühmt wurde, sie sei die erste gewesen „qui lui a appris á obéir“. Mit diesem „obéir“ muss es gleichwohl auch nachher seine eigene Bewandtniss gehabt haben, wenn wir „Trinette“ vernehmen: „je déteste madame Tronchin et monsieur Bernard, qu'ai-je besoin de tout ce qu' ils me disent?“ (II p. XXXVI f.) Endlich aber, und das gibt wohl den Ausschlag, hatte die um so reifere Katharina einen Mann, der ihrem Alter und ihrer weiblichen Stimmung entsprach und, zeitweise Unterbrechungen abgerechnet, immer in Person um sie war, während die kaum zweiundzwanzige Maria Louise, die sich lange mit dem Gedanken mit Napoleon wieder zusammenzukommen getragen hatte, zuletzt überzeugt sein *musste*, dass er auf immer für sie verloren sei. Katharina

konnte von ihrem Manne sagen: „il m'appartient dans son malheur;“ Maria Louise konnte dies seit dem zweiten Sturze ihres Gemahls nicht.

Der Briefwechsel zwischen Tochter und Vater schliesst mit dem 27. September 1816: ein Monat später wurde König Friedrich zu seinen Vätern versammelt. Ueber die ferneren Schicksale des einst westphälischen Königspaares unterhält uns ein Buch, auf das v. Schlossberger in dieser Richtung verweisen konnte: „König Iérôme und seine Gemahlin im Exil. Von Ernestine von L.“ (Leipzig, Brockhaus 1870.) Katharina ging ihrem Gemahle im Tode lang voraus. Als sie ihr Ende herannahen fühlte, sagte sie ihm aus dem Grunde ihres Herzens: „Ce que j'ai aimé le plus au monde, c'est toi Jérôme!“ Sie führte seine Hand an ihre Lippen: „J'aurais voulu vous dire adieu en France!“ Sie starb in der Nacht vom 29. zum 30. November 1835.

Ein Biograph wird nur zu häufig zum Panegyriker. er sieht an seinem Helden blos Sonnenschein, übersieht die Schatten und dunklen Flecke. An Fournier's Napoleon-Biographie*) ist es als grosser Vorzug anzuerkennen, dass sich der Verfasser von dieser Schwäche in bewusster und kräftiger Weise ferngehalten hat. Dass er Napoleon „den berühmtesten Emporkömmling aller Zeiten“ nennt, dass er ihn als „das Geschöpf und die Vollendung der Revolution“ bezeichnet, dass er davor warnt, „über dem kleinen Menschen den grossen Mann zu übersehen“, ist gewiss nur zu billigen. Anderseits räumt Fournier überall, wo sich ein

*) Napoleon I. Eine Biographie von Professor Dr. August Fournier. Prag. Tempsky, Leipzig, Freytag. 8. I. Bd., Titelbild XII und 241 S.; II., X und 255 S.; III., VII und 303 S.

Anlass dazu ergibt, mit der „Napoleon-Legende“ unparteiisch auf, in welcher Hinsicht besonders das sehr bedeutungsvolle Schlusswort III, 283—288 nachzulesen ist. Als einzelne Belege für die kritische Umsicht und Unbefangenheit unseres Autors verweise ich auf den bis in die neueste Zeit vielumstrittenen Zeitpunkt von Napoleon's Geburt I, 235 f. („Nebulione“ 8. Januar 1768?), auf die Niedermetzelung der Gefangenen von Jaffa und von El Arisch I, 138 f., auf den viel gefeierten, auch in meisterhaftem Bilde verherrlichten Besuch der Pestkranken von Jaffa I, 144, auf die Schlacht von Marengo, die von Bonaparte verloren und aufgegeben war und im letzten Augenblicke von Dessix gewonnen wurde, und so auf manches Andere. Ausstellen möchte ich einen formalen Punkt: dass der Verfasser im I. Bande und überhaupt vor 1804 von einem „Napoleon“ spricht, den es bis dahin nur in der Familie und zum Unterschiede von seinen Brüdern Joseph, Lucian etc. gegeben hat, während man in der übrigen Welt nur von einem „General Buonaparte“, seit 1796 „Bonaparte“ wusste, ja noch bis tief in die Kaiserzeit hinein im Publicum vielfach ihn nur so kannte und nannte. Schreibt nicht noch 1806 ein österreichischer Officier (II, 100 Anm.) über die musterhafte Stellung, die „Bonaparte“ der französischen Armee gegeben?

Was die Charakterisirung Napoleon's betrifft, die Fournier durch alle Phasen seines vielbewegten Lebens meisterhaft durchführt, so wird sich mit mir vielleicht manchem anderen Leser der Zweifel aufdrängen, ob unser Held nicht als Organisator, Legislator und Administrator noch grösser war denn als Feldherr und Diplomat. Man lese und bewundere I, 116 f. sein Schreiben an Talleyrand aus dem Jahre 1797 über die „Organisation des französischen Volkes“. Man beachte den Beginn der Ausführung dieser Ideen 1799, als er nur thatsächlichen, ob*wohl noch nicht* formalen Alleinherrschaft gelangt, den

Status und die Machtsphäre der politischen Behörden vom Departement bis hinab zur Gemeinde feststellt: „Jeder Maire ein Premier-Consul im Kleinen“, I, 218. Man erwäge seine Grundsätze über den häuslichen und öffentlichen Unterricht, II, 164 f., deren viele sich allerdings von höheren Standpunkten nicht billigen lassen, denen aber für den Zweck, welchen er im Auge hatte, eine, ich möchte sagen, dämonische Genialität nicht abzustreiten ist. Man erfasse den kühnen Griff, mit welchem er, während seine finanziellen Fachmänner an der Aufgabe verzweifeln, den zerrütteten Finanzen seines Reiches wieder auf die Beine half, III. 113 f., allerdings nur für den Augenblick, allein es handelte sich eben um den Augenblick! Man durchdenke sein neues Programm über die Umgestaltung der Verfassung 1812/13, III, 114 f., und man wird meinen oben angedeuteten Zweifel vielleicht nicht so ganz unbegründet finden.

Im II. Bande „Napoleon's Kampf um die Weltherrschaft“ ist begreiflicherweise das Hauptaugenmerk auf die grossartigen, den ganzen Erdtheil erschütternden Welthändel und Weltereignisse gerichtet. Das persönliche Moment wird wohl nicht gänzlich vernachlässigt, z. B. II, 166—168; aber sollte in einer Biographie diese Seite, die Phasen und Wandlungen des Helden als Mensch, dessen bei aller Grossartigkeit seiner Pläne und Unternehmungen zeitweilig durchbrechendes Gefühlsleben nicht grössere Berücksichtigung finden? Sollten nicht selbst gewisse Anekdoten, umsomehr wenn sie von altersher gang und gäbe sind, entweder bestätigt oder als unwahr widerlegt werden, wie es unser Verfasser bezüglich des vielberufenen Wortes Cambronne's „La garde meurt, mais ne se rend pas“ zu thun für angezeigt gehalten hat? Ich erinnere an den Notar Josephinen's und den „Officier, der nichts hat als seinen Mantel und seinen Degen“, an das: „In einem Jahre bin ich todt oder alter General“, an das Wort bei

nier bei aller Freude an fränzösischer Schreibweise doch nur selten auf diesen Abweg gerathen ist. Um ein Beispiel anzuführen, erfährt I, 73 der Leser zum Jahre 1798, dass sich Napoleon im Jahre 1810 von Josephine wird scheiden lassen. Das ist doch ganz unnöthig, ist ganz unhistoriographisch. Der Geschichtschreiber kann, ja mitunter soll, rückwärts blicken, aber nicht vorwärts. Er kann beim russischen Rückzug an den syrischen vierzehn Jahre früher vergleichungsweise erinnern; aber er soll nicht zum Jahre 1799 in Syrien „jene schwierige Retraite aus dem unwirthlichen Eise Russlands" voraus wegnehmen. Er kann rückschauend dem Weltgebieter Napoleon den grossen Alexander entgegenhalten, doch soll er nicht in einer Geschichte des gewaltigen Macedoniers den zweitausend Jahre später auftretenden Napoleon herbeiziehen.

Doch das sind Kleinigkeiten, vielleicht Splitterrichtereien, die der ausgezeichneten Arbeit Fournier's nichts von ihrem Werthe nehmen.

In einem Punkte jedoch muss ich ihr ein wuchtiges aber nachhinken lassen.

Es fällt mir angesichts so vieler und so grosser, von mir mit aufrichtigem Vergnügen begrüssten Vorzüge des Fournier'schen Werkes gewiss nicht leicht, in einer gewissen Richtung gegen dasselbe einen ernsten Vorwurf zu erheben. Ueberall, wo Oesterreich in Frage kommt, schreibt Fournier mit preussischer Feder, in preussischem Sinne, was nicht unbeachtet bleiben darf.

Preussische, richtiger brandenburgische, vielleicht am *richtigsten* Berliner Art ist es von jeher gewesen, öster-

reichisches Verdienst was immer für eines Charakters herabzusetzen, zu verkleinern, wo nicht ganz zu leugnen; sei es nun aus Temperament, sei es, wie bei den borussophilen Geschichtsmachern der jüngsten Jahrzehnte, mit Berechnung und unverhohlener Absicht. Ihre Vorgänger, welche die grosse Sache in Person mitgemacht, gingen hierin nicht so weit. Carl von Plotho in seiner Geschichte der Befreiungskriege 1813/14 versteht es, seinen Blücher und dessen Preussen ganz gehörig herauszustreichen; aber er weiss es auch und lässt es merken, dass das Hauptverdienst des Erfolges demjenigen zukam, der das Ganze leitete. Hat es doch der ehrliche Blücher selbst anerkannt, als er bei jenem Festmahle auf den Fürsten Schwarzenberg toastirte, „der, trotz der Anwesenheit von drei Souveränen in seinem Hauptquartier, die verbündeten Heere siegreich nach Paris geführt!“

Nun ja, das lassen ja selbst die heutigen Borussomanen allenfalls gelten: „Diplomat“ war Schwarzenberg und hat als solcher seine Sache nicht schlecht gemacht; aber als General, als Feldherr war es Blücher, der bei Leipzig und auf französischem Boden den Erfolg errungen. Ganz im Sinne dieser Oesterreich-Neider spricht denn Fournier (III, 201, Anm.) von der „militärischen Unzulänglichkeit“ Schwarzenberg's, verhöhnt dessen „stete Furcht vor dem Verhungern“ etc. und ist nur so gütig, den preussischen Vorwurf etwas anzuzweifeln, als ob es Schwarzenberg absichtlich auf den Ruin seines Unterfeldherrn abgesehen habe. Ein Carl Schwarzenberg und der Verdacht so perfiden Handelns! Ich gestehe, dass mich nicht bald etwas in solchem Grade entrüstet hat, als diese Stelle, und noch dazu aus der Feder eines vaterländischen Schriftstellers! Ich habe früher Fournier's Gewissenhaftigkeit und Kritik in Verwerthung seiner Quellen gelobt, ich habe aber mit Bedacht eingefügt: „im Allgemeinen;“ denn in dem Punkte, den ich jetzt bespreche,

kann ich ihm jene Anerkennung nicht zollen. Ich
III, 298 unter Fournier's Quellen Prokesch' „Schwarzenb
und Thielen's „Erinnerungen" angeführt; Fournier
beide Bücher wohl nur „mit dem Finger" gelesen. I
freilich, was so ein Oesterreicher aus der guten alten
schreibt, das wiegt ja nicht besonders schwer; die Preu
das sind die Leute, bei denen selbstverleugnende W
haftigkeit, ja die gegenständliche Wahrheit selbs
suchen ist.

Die „militärische Unzulänglichkeit" des Oberfeldhe
Das von einem Manne mit der militärischen Vergan
heit Schwarzenberg's! Nun, wie sieht es denn mit
militärischen „Zulänglichkeit" Blücher's aus? Macht
Soldaten, und nun gar den Feldherrn, das rücksicht
Vorwärtsdringen, das muthige d'rauf und d'ran allein
Wenn Blücher nicht seinen Gneisenau zur Seite ge
hätte, würde er 1814 auf französischem Boden sei
Oberfeldherrn noch grössere Verlegenheiten bereitet ha
als dies ohnedies geschah. Aber freilich, diese Verle
heiten, war es der Marschall Vorwärts, der sie Schwar
berg bereitete? Weit gefehlt! Die Verhimmeler Blüch
und deren Wiederhall bei Fournier zu hören, war
nicht der Unterfeldherr, der sich nach dem Oberfeldh
zu richten hatte, sondern umgekehrt, und hatte Sch
zenberg nichts Ernsteres zu thun, als, unbekümmert
das alberne „Verhungern", ohne Rücksicht auf die and
Heerestheile, einzig Blücher und Gneisenau nachzulau
die sich's einmal in den Kopf gesetzt hatten, die Er
in Paris zu sein. Schwarzenberg hat auf seiner Laufb
wo es darauf ankam, von entschlossenem Handeln,
Tapferkeit und soldatischer Bravour Proben genug a
legt, so dass er irgend einem seiner militärischen Zei
nossen. Blücher inbegriffen, in diesem Punkte gewiss
nachstand. In allem Anderen aber, was den Feldh
macht, darf man es gar nicht versuchen, an den s

wackeren Mecklenburger den Massstab eines Schwarzenberg zu legen. Die Schlacht bei Waterloo, welche die Preussen fast ganz für ihren Blücher in Anspruch nehmen, bietet für den, der sich keine Berliner Brille aufsetzen lassen will, ein ganz anderes Bild. Adam Müller, der vertraute Freund von Gentz, befand sich zur selben Zeit in Heidelberg, am kaiserlichen Hoflager, wo alle wichtigen Berichte zusammenliefen. Die gedrängte Charakteristik der Schlacht, die Müller in seinem Schreiben an Pilat vom 24. Juni 1815 liefert, ist classisch zu nennen; zwei Tage später heisst es: „Bestätigen Sie Herrn von Gentz, dass die ihm gegebene Darstellung der Schlacht das unparteiischeste und wahrste bleibe, was sich bis jetzt über jenes Ereigniss irgend auffinden lasse.“ Er spricht über die Unfähigkeit der meisten Berichterstatter, die englischen nicht ausgenommen, „für die Betrachtung und Beschreibung grosser Ereignisse“, und sagt dann: „Gneisenau ist der einzige, der wenigstens klar, dafür aber auch mit allen möglichen poetischen Licenzen schreibt.“ Am 3. Juli in Saarebourg (Saarburg) kommt Müller nochmals auf die Entscheidungsschlacht zurück und bemerkt: „Blücher hat bis auf den Moment, wo das d'rauf und vorwärts der Beine geltend gemacht werden konnte, einen Fehler über den andern begangen.“ Da hat man den „Marschall Vorwärts“, wie er leibt und lebt. Was sagte Lord Byron, nachdem er Blücher in einem Londoner Club beobachtet? „Mit der Sprache und den Manieren eines Werb-Sergeanten verbindet er den Ruhm eines Helden; es ist, als ob der Stein angebetet sein wollte, weil über ihn ein Mensch gestolpert ist!“

Die preussische Missgünstigkeit tritt bei Fournier bei allen Gelegenheiten hervor, wo österreichisches Verdienst in Concurrenz mit preussischem in Frage kommt. Des kühnen und tapfern Schill Heldenzug bleibt von ihm nicht unerwähnt, und das ist ganz recht: aber im ganzen Buche

Fournier's habe ich den Namen Andreas Hofer vergeblich gesucht, und das ist wohl nicht recht.

Nach gewöhnlichen Begriffen ist doch eine Schlacht für Den gewonnen, der die Wahlstatt behauptet, für Den verloren, der sie preisgeben muss. Und nun gar die Tage von Aspern, deren Kunde von einem Ende Europas zum anderen flog: „Die erste offene Feldschlacht, in welcher der grosse Schlachtenkaiser geschlagen wurde!“ Dazu Oesterreich, welches im Kampfe gegen ihn damals allein stand! Nicht so bei den späteren preussischen Geschichtsgestaltern: sie reden zu hören, war die Schlacht bei Aspern kein Sieg des Erzherzogs Carl, es war blos ein Nichtsieg Napoleon's. Man lese die Stelle bei Fournier, II, 223, und frage sich, ob das ruhmwürdige Ereigniss von den historiographischen Chauvinisten an der Spree ärger verflacht werden könnte, als es hier von einem österreichischen Geschichtschreiber geschieht.

Dogma derselben ist es ferner, dass die Schlacht bei Kulm in letzter Linie durch Kleist entschieden worden sei, und so finden wir denn auch bei Fournier, III, 158, dass die Franzosen „von Kleist im Rücken gefasst wurden.“ Fournier hat, wie früher gezeigt, in bemerkenswerther Weise allerorts mit der napoleonischen Legende aufgeräumt; warum hat er es nicht auch mit der borussischen, mit der Blücher und Kleist-Legende gethan? Der vollständigste Sieg über Vandamme war von den Austro-Russen bereits errungen, das Corps der Franzosen befand sich in vollständigem Rückzuge, als Kleist auf der Nollendorfer Höhe erschien — Kleist, gleichfalls auf dem Rückzuge; denn seine Absicht war, sein Corps im Rücken Vandamme's nach Böhmen zu retten. Bei dem furchtbaren Rencontre, oder vielmehr dem wüsten Durcheinander, das jetzt auf den Bergen oberhalb des Schlachtfeldes entstand, wusste kein Theil, wer den Kürzeren gezogen, Franzosen wie Preussen hielten sich

für geschlagen*). Es ist bekannt, dass Kleist den Orden, den ihm sein König verlieh, wie Franz und Alexander ihre beiden Feldherren für den Tag von Kulm ausgezeichnet hatten, gar nicht annehmen wollte; denn „leider muss ich gestehen, dass ich mehr als Besiegter zu betrachten bin, indem ich meine ganze Artillerie verloren habe;“ ja, dass er von Friedrich Wilhelm eine „Untersuchung“ erbat, „damit ich mich rechtfertige und reinige.“ Die von Kleist als „verloren“ angegebenen Kanonen haben sich nachderhand allerdings wiedergefunden; aber das Alles zeigt doch sonnenklar, dass es völlig sachwidrig ist, Kleist als den dritten Sieger von Kulm hinzustellen. geschweige denn, wie es die Borussomanen merken lassen, als den eigentlichen Ausschlaggeber!

Um noch Einiges anzuführen! Wir erfahren bei Fournier zum Ueberdruss oft von dem besonderen Respect, den Napoleon vor den „Soldaten Friedrich's II.“ hatte. Aber ich erinnere mich nicht, bei ihm den Ausspruch Napoleon's gefunden zu haben, den er in späterer Zeit in Erinnerung an die Donauschlacht von 1809 gethan: „Ihr habt nicht die Grenadiere von Aspern gesehen!“ Wir lesen III, 219, Maria Louise habe sich die Entfernung von ihrem Gemahl „gleichmüthig gefallen lassen.“ Ist das wahr? Von ihren letzten Tagen in Frankreich gewiss nicht. Wie sie sich in den Bädern von Aiy gegen Napoleon verhalten, habe ich in den „Dioskuren“ von 1875: „Napoleon und Maria Louise im Sommer 1814“ des Näheren ausgeführt. Dass noch während der hundert Tage die Mächte besorgten, Maria Louise möchte mit ihrem Söhnlein zu Napoleon flüchten, ist bekannt. Erst nachdem sie dem bestrickenden Zauber Neipperg's verfallen, was allerdings bald darauf geschah, trat jene Abkehr von Napoleon ein, welche die Feinde unseres Herrscherhauses so darstellen, als ob dieselbe im Handumdrehen erfolgt wäre.

*) Näheres in meiner „Schlacht b. Kulm“ (Wien, 1863), S. 50f., 54f.

stützungsbedürftigen und liess sich bei der Distribution von Almosen von der Rücksicht auf Sittlichkeit leiten. Welchen heilsamen Einfluss vermöchte die katholische Weltkirche zu üben, wenn es ihr vergönnt wäre, die Armuth unter ihre Fittiche zu nehmen!

Die katholische Kirche stellte die Charitas, die wahre christliche Liebe als Princip ihres Verhältnisses zur leidenden Menscheit auf. Man forsche doch nach, wie das hehre Amt von der Laienwelt in den deutschen und österreichischen Hauptstädten verwaltet wird. Von christlicher Liebe keine Rede, von Humanität in den allerseltensten Fällen. Was aus Liebe geübt werden soll, wird unmuthig und mit Unwillen gethan. Den Armen werden Gnaden erwiesen, statt dass man sich einer Pflichterfüllung bewusst würde. Der Gedanke, dass die dem armen Mitbruder erwiesene Wohlthat so angesehen werden wird, als ob man sie dem Weltheiland selbst erwiesen hätte, ist den Armenvögten vollkommen abhanden gekommen. Sie theilen nur Gnaden aus, und zwar mit einer Brutalität, die eher an das Zeitalter der Imperatoren als an die christliche Aera gemahnt.

Wir wiederholen darum: Zurück! zurück! zu den ewigen Principien der Gerechtigkeit, zu dem unerschöpflichen Born christlicher Liebe, zur Nachfolge des Gekreuzigten, wenn nicht unsere ganze Civilisation und unser gerühmter Fortschritt ebenfalls gekreuzigt werden soll.

So viele werthvolle Bemerkungen auch Tollin's Buch enthält, so strotzt es doch andererseits von Irrthümern. Der Autor lässt sich von der Leidensgeschichte seiner Glaubensgenossen zur Ungerechtigkeit verführen. Dahin zählen wir die gegen Carl V. und Philipp II. erhobenen Vorwürfe der Staatsunklugheit. Wir hätten von dem Verfasser Alles eher erwartet, als dass er die beiden spanischen Könige „unkluger Maxime“ beschuldigen würde. Dass sich die Protestanten im Bürgerkriege aus-

nahmslos königstreu erwiesen haben, ist uns neu; wir waren bisher anderer Meinung und hielten die Häupter der französischen Hugenotten während der inneren Unruhen unter Franz II., Carl IX. und Heinrich III. für nichts besser, als Rebellen. Ein Passus des Geschichtsschreibers lautet also: „Unter Wilhelm von Oranien organisirte sich von den Niederlanden aus der Bund der evangelischen Puissancen gegen den Verfolger.“

Kein Mensch würde bei dieser Fassung, wenn er nicht sonst geschichtskundig wäre, ahnen, dass die Hauptmacht des Bundes das katholische Oesterreich, Leopold I., war, kein Mensch, dass Leopold I. seinen Bundesgenossen, eben jenen Wilhelm von Oranien, die Pflicht auferlegte, die katholischen Glaubensgenossen im eigenen Lande zu schonen.

Auf Friedrich II. ist der Historiograph der französischen Colonie Magdeburg nicht allzu freundlich zu sprechen. Er sagt von ihm: „Der grosse König, welcher gegen 900 neue Colonistendörfer gründete und über zwei Millionen Thaler Colonistengeld nebst zahlreichen Viehheerden in's Land brachte, hat mehr, wie irgend ein anderer, die französischen Colonien ihres geschichtlichen Charakters beraubt, ihre religiöse Tradition zerrissen und ihren sittlichen Charakter gefährdet: doch auch mehr wie andere sie acclimatisirt und mit deutschem Patriotismus erfüllt.“

Monsieur Tollin verwechselt, wie man sieht, preussischen und deutschen Patriotismus. Der vom deutschen Kaiser und Reiche geächtete Friedrich II., der von deutscher Sprache und Literatur so wenig hielt, war unseres Ermessens gerade nicht der Mann, der die deutsche Nation oder die französischen Refugie's mit Patriotismus für Deutschland erfüllen konnte.

Um den raschen Verfall der „Flüchtlingskirchen“ in Deutschland zu erklären, erzählt der Verfasser einige der chronique scandaleuse angehörige Geschichten, die für

den Hof, an dem sie sich abspielen, und für den Geist der Zeit nicht belanglos scheinen. Das von hochstehenden Mitgliedern der hugenottischen Refuge begangene Unrecht triumphirt unter Conivenz des Hofes, und Recht und Sitte unterliegen.

Eine der schlimmsten Geschichten ist diejenige, die der Autor über den Process — die cause célèbre — der „Olympia de Bergier“ gegen den Dragoneroberst de „Troconis“ aus dem Jahre 1708 mittheilt. Eine Kette von Abenteuern bietet die Erzählung von Jean Bada's du Jardin Leben, in welchem Abfall vom katholischen Glauben, von einem geistlichen Orden, Fahnenflucht und Entführung miteinander concurriren.

Der Verfasser schliesst sein Capitel mit den Worten: „Rationalismus und Materialismus mit ihrer Heuchelei, feigen Inconsequenz und Schamlosigkeit haben an den reformirten Franzosen, leider mit grossem Erfolge, das Werk der Jesuiten und Dragoner fortgesetzt.“ — Wir meinen, der Verfasser irrt, denn die Reformirten, welche der von Louis XIV. verhängten Verfolgung widerstanden, wären, wenn Rationalismus und Materialismus schon zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ihnen genaht hätten, ein nächstes Jahrhundert zu sehen und zu überdauern schwerlich im Stande gewesen.

Man kann es dem Autor wohl hingehen lassen, dass er alle bedeutenden Männer des preussischen Refuge's Revue passiren lässt und selbst die beiden Brüder Humboldt wegen ihrer mütterlichen Abstammung von Refugie's den Hugenotten beigezählt, ebenso, dass er auf die Familie Ancillon besonderen Werth legt.

Dass Peter Bayle zur Bereicherung der Wissenschaft und Literatur beigetragen, ist wohl wahr, ob Herr Tollin aber darum recht gethan, an ihn zu erinnern, das mag er mit seinen orthodoxen Glaubensgenossen ausmachen.

Die Colonie von Halle konnte sich auch eines hugenottischen Wunderkindes — Jean Philipp Basatier — rühmen. Er gab, dreizehnjährig, sein erstes Buch heraus, nachdem Jean Basatier noch acht andere Bücher geschrieben und den Grad eines Magisters errungen hatte, starb er kaum neunzehn Jahre alt.

Recht ist es, dass der Autor die Verdienste seiner Glaubensgenossen um Handel und Wandel, Kunst und Gewerbe zur Geltung bringt.

Das III. Buch bringt die Geschichte der französischen Colonien in der Provinz Sachsen und das IV. diejenige von Magdeburg insbesondere.

Der Autor weist anlässlich der Geschichte der sächsischen Colonien genau dasselbe nach, was Johannes Jannsen in seiner Geschichte des deutschen Volkes über die Zänkereien unter den protestantischen Religionsparteien berichtet. Vielleicht wird man Tollin als Reformirten grösseres Vertrauen schenken, als dem grosssen Frankfurter Geschichtsschreiber.

Die geistlichen Häupter der Protestanten wollten alle Reformirten, einschliesslich des grossen Churfürsten, als Ketzer verdammt wissen. Der Autor sagt ausdrücklich: „Der Churfürst begegnete in Magdeburg einer „gesinnungsvollen Opposition", die es um nichts für besser hielt, wenn Magdeburg durch den Brandenburger zu einer französisch-reformirten Stadt würde, als wenn es durch Ansiedlung mit katholischen Niederländern, denen der Kaiser auf Mansfeld's Antrag zwölfjährige Steuerfreiheit bewilligt hatte, zur Stadt der heiligen Maria erkoren worden wäre."

Der Autor hält den ältesten französischen Colonisten Magdeburg's eine Stand- und Lobrede und macht uns darauf aufmerksam, dass die hervorragendsten unter ihnen von bewährten hugenottischen Märtyrerfamilien abstammen.

Wie der Autor über den Widerstand der Lutheraner, den Hugenotten eine ihrer Kirchen einzuräumen, erstaunt sein kann, vermögen wir nicht wohl zu begreifen. Niemand lässt sich sein Eigenthums- und Besitzrecht einspruchslos verkümmern, und die Lutheraner von damals wollen ja aus ihrer Zeit heraus beurtheilt werden.

Dass der Verfasser die Freunde der Refugie's überschätzt und in der Beurtheilung der Gegner nicht immer Mass hält, ist rein menschlich und soll ihm hier nicht zum Vorwurfe gemacht werden.

Aus dem Josephinischen Wien.*)

Von Dr. Frhrn. von Helfert.

Der Verfasser des Buches, der strebsame Sohn eines viel verdienten Vaters, wird es vielleicht nicht übelnehmen, wenn wir bekennen, dass wir seine „Einleitung“ und mitunter selbst seine „Anmerkungen“ dem ziemlich monotonen Briefwechsel zwischen den beiden schöngeistigen Literaten bei weitem vorziehen. Allerdings mit einigem Vorbehalt bezüglich der Auffassung! Der Verfasser scheint von dem „kleindenkenden sogenannten Patrioten Wiens“ (S. 5.) selbst etwas „klein zu denken“ und ihnen, wie Sonnenfels, „Florus,“ Alxinger (S. 159 Anm. 164) u. a. ihre Missstimmung über den in Berlin dem Oesterreicherthum gegenüber herrschenden Ton stark zu verübeln.

War diese Missstimmung ohne allen Grund? Einmal stand das ganze brandenburgische Wesen mit ihrem österreichischen in keinem harmonischen Einklang. Bemerkte doch selbst Börne von einem Berliner, den er sonst zu schätzen wusste, es sei, wenn er sich mit ihm unterhalten, immer ein gewisser „Luftzug“ entstanden. Daraus folgte für die theresianisch-josephinische Zeit insbesondere, was

---

*) Aus dem Josephinischen Wien. Gebler's und Nicolai's Briefwechsel während der Jahre 1771—1786. Herausgegeben und erläutert von Dr. Richard Maria Werner, Professor etc. Berlin, W. Hertz 1888, 8°. VIII. und 166.

Welche Ansichten von Unparteilichkeit der Verfasser hat, zeigt er freimüthig genug schon in seinem Vorworte, in dem er ausdrücklich versichert: „Wo ich die Conflicte zwischen der französischen Republik und den deutschen Mächten zu beurtheilen hatte, leiteten mich **nationale** Gesichtspunkte". Diese nationalen, oder besser particularistischen Gesichtspunkte scheinen denn auch entscheidenden Einfluss auf seine Darstellung des Bundesverhältnisses und Rücktrittes Preussens von demselben geübt zu haben.

Was soll man dazu sagen, wenn sich der Autor über die Haltung Preussens und die famose Demarcationslinie also äussert: „Wir, die das Jahr 1870 erlebt und die uns entrissenen" — Wer sind die Uns? — „Provinzen Elsass und Lothringen wieder erworben haben, werden einen solchen Frieden als eine Schmach unseres Vaterlandes und den Fürsten, welcher ihn schloss, als Verräther an Deutschland anzusehen geneigt sein. Aber ein solcher Standpunkt hiesse das zerrissene ohnmächtige Reich an die Stelle des geeinten, zur ersten Macht Europas erhobenen setzen, und Preussen eine nationale Denkweise zumuthen, die sein eigenes Interesse zu Gunsten Oesterreichs und Süddeutschlands geschädigt und Niemandens Dank erworben hätte". (?)

Was sollen wir davon denken, wenn der Verfasser die preussischen Minister Alvensleben, Haugwitz und Luchesini zum Wohle Preussens für die Friedenstendenz wirken lässt? Nun die genannten Staatsmänner setzten ihre auf das Wohl Preussens gerichteten Bestrebungen so lange und mit dem Erfolge fort dass der König zuletzt bis an die äusserste Grenze seines Reiches flüchten und Brandenburg den Franzosen überlassen musste.

Was die Geschichte der Revolution selbst betrifft, so ist ja Alles wahr, was er sagt, aber er sagt eben nicht Alles, und kann es auf so eng beschränktem Raum nicht *sagen.* Was er aber sagt, ist so trocken, nüchtern, dass

wir wohl die Formen, in welchen sich die Revolution bewegte, aber nicht die Menschen und nicht den Geist kennen lernen, welche diese Bewegung veranlassten.

Merkwürdiger Weise bemerkt der Autor anlässlich des Processes der Königin: „Characteristisch, dass man bei dieser Unthat — der Hinrichtung — nicht einmal das zum ernstlichen Vorwand nahm, wodurch die Königin wirklich an Frankreich gesündigt hatte, ihre schädliche Einmischung in die Politik, den Leichtsinn ihrer Jugend, die geheimen Versuche, fremde Waffen gegen Frankreich zu führen, ihre unaufrichtige Zweizüngigkeit den Freunden des constitutionellen Königthums gegenüber.“

Wir sind erstaunt, einen sonst wohlmeinenden Mann über die unglücklichste aller Königinnen so frivol urtheilen zu hören. Einmischung in die Politik! Seit wann giebt es ein derlei Verbrechen, denn ein solches müsste es sein, wenn sich die Anklage darauf stützen sollte. Eine Einmischung in die Politik kann nützlich, schädlich, vielleicht keines von Beiden sein, ein Staatsverbrechen ist sie entschieden nicht, quod eram demonstrandum.

Der Leichtsinn ihrer Jugend! Vieldeutiges Wort! Die schlimmste Bedeutung angenommen, aber selbstverständlich nicht zugegeben. Wie hätte es der öffentliche Ankläger anstellen sollen, die Königin ihres jugendlichen Leichtsinns wegen verurtheilen zu lassen? Fouquier Tinville konnte aus der Geringachtung des äusseren Scheines mit bestem Willen nichts, rein nichts machen, und der anständige Herr Richard Mahrenholz muthet sich noch etwas mehr Spürsinn und Raffinement zu als Fouquier Tinville!

Geheime Versuche, fremde Waffen gegen Frankreich zu führen! Was soll das heissen? War es vielleicht Marie Antoniette, die zur Kriegserklärung an Oesterreich gedrängt hatte? Bestand zwischen ihr und

Die Sprachenrechte in den Staaten gemischter Nationalität.

Von Dr. Frhrn. von Helfert.

Rem acu tetigisti. So wollte ich, nachdem ich die ersten Abschnitte des Büchleins*) durchgelesen, dem Verfasser schreiben; wir kennen uns als Collegen des achtundvierziger Reichstages und ich zolle ihm meine aufrichtigste Achtung. Diese Abschnitte zeigen nämlich die thatsächliche Behandlung der Nationalitäten-Frage in Ost-Indien, in Canada, in der britischen Cap-Colonie, in Belgien, in der Schweiz, in Finnland und den russischen Ostsee-Provinzen. Besonders interessant für uns sind die Sprachverhältnisse Belgiens, die, wie der Verfasser mit Grund betont, „mit jenen Böhmens eine mitunter augenfällige Aehnlichkeit" aufweisen; was aber, wie ich mir beizufügen erlaube, nicht hindert, dass die österreichischen Zustände eine ganz besonders zu behandelnde Eigenthümlichkeit aufweisen, für welche auswärtige Beispiele immer nur mit Vorsicht herbeigezogen werden können. Nachdem der Verfasser dann noch Elsass-Lothringen, Russisch- und Preussisch-Polen in Betracht gezogen, widmet er den vorletzten Abschnitt dem böhmischen Sprachgesetz von

* Die Sprachenrechte in den Staaten gemischter Nationalität. Nach den von Dr. Adolf Fischhof gesammelten Daten und *gemachten Andeutungen* dargestellt. Wien, Manz 1885.

1871 und überschreibt den letzten: „Der österreichische Sprachen-Conflict.“ Wenn wir im vorstehenden Abschnitte dem alten Wahrspruch Verba movent, exempla trahunt (Worte bewegen, Beispiele ziehen) sein Recht widerfahren lassen, so enthält der letzte Abschnitt sehr beachtenswerthe Gedanken für die Nutzanwendung jener Beispiele für unsere heimischen Bedürfnisse und schliesst mit der beiderseits beherzigenswerthen Mahnung: „Mögen doch unsere Slaven sich stets vor Augen halten, dass dasjenige, was sie von einer Regierung als Almosen erhalten, nicht die Gewähr der Dauer in sich birgt, wohl aber das, was sie im Wege des Rechtes und der freien Vereinbarung mit den Deutschen erlangen. Den Deutschen aber können wir eingedenk des Bismarck'schen Ausspruches, dass die Völker Oesterreichs gleichberechtigt sein müssen, der Deutsche aber stets die beste Handhabe zur Festhaltung der Monarchie bilde, nicht eindringlich genug nahe legen, dass eine Handhabe, wenn sie sich praktisch erweisen soll, in festem Gefüge mit dem zu Handhabenden bleiben muss“ (S. 63). Den „Anhang“ S. 64—87 bildet der Wortlaut einiger belgischen, ungarischen, böhmischen, siebenbürgischen und preussischen Sprachgesetze. — Soweit wäre alles gut, ja sehr gut. Aber was soll ich zu dem Abschnitte „Ungarn“ S. 34—40 sagen?! Der Verfasser stellt Ungarn geradezu als das Eldorado nationaler Gleichberechtigung hin und schliesst mit der schwarz auf weiss gedruckten Behauptung, „dass niemandem das Recht zusteht, Ungarn den Vorwurf nationaler Unduldsamkeit zu machen.“ Das überschreitet denn doch alle Grenzen des Erlaubten. Es soll nicht geleugnet werden, dass sich das ungarische Sprachgesetz von 1868 ganz gut liest, und noch weniger, dass es besonders geschickt abgefasst ist, so geschickt, dass es überall Hinterpförtchen offen lässt, durch welche trotz Gesetz und Gleichberechtigung der magyarische Chauvinismus hineinschlüpfen und, einmal dahingelangt,

sich breit machen und gütlich thun kann. Und das ist denn auch von allem Anfang geschehen und geschieht alle Tage; unser Büchlein das sagt davon nicht eine Sylbe. Statt vieler Worte nur zwei Facta! Wenn man jemanden erzählen würde, dass in einem Lande des Rechtes und der Freiheit eine Anzahl Studenten, darum weil sie in geselligen Zusammenkünften die Sprache ihrer Heimat pflegen, von allen Lehranstalten dieses Landes und zwar für immer ausgeschlossen werden, und dass in demselben Lande ein für Pflege der Heimatssprache und Literatur gewidmeter Fond nicht blos eingezogen wird, sondern für Zwecke der Verdrängung und Erdrückung dieser selben Heimatsprache verwendet werden soll,*) so wird wohl mancher Leser solch' horrende Thatsachen bezweifeln, sie sind aber nichts destoweniger buchstäblich wahr. Doch Pardon . . . es steht ja, laut dem Ausspruche unseres Büchleins, „niemandem das Recht zu, Ungarn den Vorwurf nationaler Unduldsamkeit zu machen"!

*) Parlamentär 1885 Nr. 16 v. 19. April S. 3. „Der Magyarisirungs-Verein soll, wie verlautet, das mit Beschlag belegte Vermögen des patriotischen slovakischen Bildungsvereines Matica zur Verfügung erhalten. Gibt es eine gröbere Rechtsverletzung, einen grösseren Hohn auf die allgemeinen Rechts- und Menschlichkeitsgefühle, als ein solches Vorgehen, durch welches die vom armen slovakischen Volke gesammelten Kreuzer den ärgsten *nationalen* Feinden desselben als Waffe in die Hände gespielt werden?"

Cavour ein grosser Staatskünstler?

Von Dr. G. E. Haas.

Der Briefwechsel Cavour's*) wurde zweifellos zu Ehren und Frommen jenes Staatsmannes veröffentlicht, den der Herausgeber mit Vorliebe als den grossen Grafen Cavour bezeichnet, wir unserseits leben der Ueberzeugung, dass, wer diese Documente leidenschaftslos durchblättert, zu einem ganz entgegengesetzten Resultate gelangen wird. Cavour stellt sich nicht sowohl als der grosse Graf, denn als der grosse politische Missethäter heraus, wenn man das Völkerrecht zum Ausgangspunkt seiner Verurtheilung nimmt.

Gleich das erste Schreiben Cavour's an den König Victor Emanuel über die Zusammenkunft mit Napoleon III. in Plombieres stellt uns auf die Höhe der Situation. Man will einen Casus belli ausfindig machen, sucht vergeblich hin und her. Cavour gesteht, „dass er nichts wirklich Haltbares vorzuschlagen hätte". Oesterreich hatte keinerlei Ursache und Anlass zum Kriege gegeben. Man musste den Streit vom Zaune pflücken und man machte sich unbedenklich an die Arbeit. — Indessen durchlief das Project die verschiedensten Stadien und es trat ein Moment ein, in welchem die Durchführung des Cavour'schen Planes auf schwere Hindernisse stiess. Napoleon III. wurde einen Augenblick schwankend.

---

*) Camillo Cavour's Briefe. Autorisirte Uebersetzung, III. Band, Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow.

Malmesbury hatte sich die Zustimmung des Kaisers zu folgendem Auskunftsmittel verschafft: „1. Vorhergehende gleichzeitige Entwaffnung, 2. Commission von höheren Officieren, um sie auszuführen. 3. die italienischen Staaten sollen auf demselben Fusse wie 1812 zu Laibach zugelassen werden."

Walewski telegraphirte den Vorschlag an Latour d'Auvergne nach Turin mit dem Auftrage, die Zustimmung Cavour's gebieterisch zu fordern.

Cavour, der von dem Secretär der französischen Gesandtschaft um 2 Uhr nach Mitternacht geweckt wurde, las die Depesche. „Er war auf das heftigste ergriffen, zitterte convulsivisch und rief mit weit geöffneten Augen, mit bebender Stimme und sich mit der Faust vor die Stirne schlagend aus: „Il ne me reste plusmaintenant, qu'a me donner un coup de epistolet et, me faire sauter la tête" und weit später versicherte Cavour den Abgeordneten Tegas: „Wenn Oesterreich uns nicht den Krieg erklärt und Napoleon Wort gehalten hätte, es wäre mir nichts übrig geblieben, als mich in den Po zu stürzen."

So war der Staatsmann beschaffen und so die politische Lage, die er selbst herbeigeführt. Man kann über Ehre und Ruhm denken, wie man will, der Umstand aber, dass eine Politik, die zum Selbstmord des leitenden Ministers und zur Abdankung seines Secretärs führen muss, wenn ein einziges Schräubchen in der Maschine den Dienst versagt, lässt keinen Zweifel über, dass diese Politik weder auf den Ruf der Solidität, noch der strengen Rechtlichkeit Anspruch erheben durfte. Blosses Unglück hat noch niemals solche Folgen herbeigeführt, wie sie Cavour von dem Misslingen seines Planes fürchtete. Der politische Abenteurer dagegen kann keinen Tag sicher sein, ob er nicht in die Grube stürzt, die er Andern gegraben hat.

Zur Vervollständigung diene die Schilderung von

Cavour's Betragen, als er von der Verabredung des Friedens in Villafranca Kenntniss erhalten hatte. Er begab sich nach dem Hauptquartier und verfügte sich zu Victor Emanuel. Da heisst es denn von Cavour, bevor er noch beim König eintrat: „Vergebens suchte ihn — Cavour General della Rocca zu beruhigen, seine Verzweiflung flösste allen Anwesenden Mitleid ein. Sein Gesicht war dunkelroth, die Bewegungen und Gesticulationen in seinem sonst so ruhigen Wesen zeigten eine Entrüstung an, die ihm jede Herrschaft über sich selbst raubte. Mit convulsivischer Heftigkeit nahm er jeden Augenblick den Hut ab . . . . . seine Aufregung hatte ihren Gipfel erreicht.“ Ueber die Zusammenkunft mit Victor Emanuel erfahren wir Folgendes: „Die stürmische Unterredung dauerte beinahe zwei Stunden. Die ersten Aeusserungen Cavour's über den französischen Kaiser sollen nichts weniger als höflich gewesen sein. Er rieth dem König, die Friedensbedingungen nicht anzunehmen, seine Truppen aus der Lombardei zurückzuziehen und Napoleon es zu überlassen, sich aus der schwierigen Lage, in die er sich versetzt, herauszuwickeln. Cavour sagte seinem Souverän geradezu, Italien sei verrathen, die königliche Würde mit Füssen getreten, ja er scheute sich nicht, ihm den Rath zu geben, er solle abdanken. Es heisst, der König habe während dieser Unterredung eine Ruhe und Kaltblütigkeit gezeigt, wie man sie ihm nicht zugetraut. . . . . Man versichert, Cavour's Wuth habe sich auf so respectlose Weise kund gethan, dass der König, der Alles aufgeboten, ihn zu beruhigen, ihm den Rücken zugedreht habe.“

Nach einem anderen Bericht hätte der König Cavour zugerufen: „Ruhig, ruhig; bedenken Sie, dass ich Ihr König bin“, worauf Cavour geantwortet habe: „Vorderhand wissen die Italiener nur, dass ich der wahre König bin.“ Victor Emanuel erwiderte nun: „Was Sie der König? Ein „Birichin“-Wicht sind Sie, das ist die Wahrheit.“

Wie dem auch sei. Cavour stürzte. La Marmora wurde mit der Bildung eines neuen Cabinetes beauftragt. Cavour erklärt nun, dass aus dem Frieden von Villafranca nichts werden soll, er wolle Verschwörungen veranstalten und eine Revolution anzetteln. Man wird gestehen müssen, dass ein solches Betragen in der neueren Geschichte einzig dasteht.

Die zweite Hälfte des III. Bandes enthält die Geschichte des Verrathes, mit welchem Cavour unter Mitwissen des Königs-Ehrenmann den italienischen Souverän umsponnen hatte, wie das Völkerrecht mit Füssen zertreten, das Vertrauen getäuscht und die Grundlage des Friedens von Villafranca-Zürich in ihr Gegentheil verkehrt wurde. Mag Signore Luigi Chiala für Cavour auch Nichts als Lob und, wenn es hoch kommt, Entschuldigung haben, mag ihm Garibaldi's Einfall als Alexanderzug erscheinen, wir halten die grosse Annexion nicht für ein staatsmännisches Kunstwerk, sondern für ein Gaunerstück, für eine jener menschlichen Handlungen, die uns die Langmuth Gottes bewundern lassen und zu deren Erklärung es nichts gibt, als die Zuflucht zu den unerforschlichen Rathschlüssen der Vorsehung und die Zuversicht, dass die göttliche Weisheit aus den denkbar schlimmsten Thaten der Menschen Gutes erwachsen lassen kann.

Aus Klapka's Erinnerungen.

Von Dr. Frhrn. von Helfert.

Kann man sich etwas Sympathischeres ersinnen, als das Antlitz des gealterten Klapka mit der mächtigen Stirn, die allerdings schon längst ihre Haardecke verloren, und dem ehrwürdig herabwallenden weissen Bart? Sympathisch ist auch die Persönlichkeit Klapka's, wie sich der Charakter in seinen Handlungen und in seinen Schriften darlegt. Ein offenes Herz, ein treues Gemüth, ohne Hinterlist und Tücke, ein guter opferwilliger Freund — aber nur usque ad aram; die persönliche Neigung weicht höherem Gebot, wo es der Sache gilt, die ihm die gute und gerechte ist. Allein mit diesem letzteren Punkt ist die Grenze unserer Sympathien für den Verfasser bereits überschritten. Die Sache, die Georg Klapka als die gute und gerechte gilt, ist nicht die unsere; denn jene Sache ist: die Zerstörung der Einheit unseres Kaiserstaates, der Abfall vom Mittelpunkte des Reiches — wenn es darauf ankommt: die Preisgebung der Dynastie! Lesen wir doch das „Vorwort:" findet sich da ein Wort von Oesterreich? Nein, nur um „die alte Freundschaft zwischen Deutschland und Ungarn" ist es ihm zu thun. Wie alt ist wohl diese Freundschaft? Lässt sie sich etwa bis zu Kaiser Heinrich's und Otto's Zeiten und der Schlacht am Lech zurückführen? Oder datirt sie aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts? Aber, wenn wir uns gut erinnern, war es

damals eher eine Freundschaft zwischen Ungarn und den Jacobinern Frankreichs. Nein, ihr ältestes Datum geht unseres Wissens nicht über das Jahr 1866 hinaus! — Klapka theilt seine „Erinnerungen*)“ in drei Perioden. Die erste „Meine Jugendzeit“ bereitet uns eine nicht sehr angenehme Ueberraschung mit der Nachricht, dass Georg's Taufpathe ein „eifriger Freimaurer“ gewesen. Wie lang werden sich denn geordnete Regierungen noch diese Abnormität, diesen Anachronismus gefallen lassen? Oder ist es dies nicht wenn eine Gesellschaft in einer Zeit, welche die Parole der Oeffentlichkeit ausgegeben hat, für sich allein das Privilegium der Heimlichthuerei in Anspruch nimmt? Wenn es etwas gutes ist, was jener Bund verfolgt, warum und wozu dieses Versteckenspielen? Oder wäre es nur um des Vergnügens halber? Wahrlich unsere Zeit ist zu ernst, um blosse Spielereien zu dulden! — Der zweite Theil „Der Freiheitskampf 1848—1849“ ist aus Klapka's früheren Werken grösstentheils bereits bekannt und theilt die Vorzüge und die Fehler derselben. Zu letztern zähle ich eine Parteilichkeit, die nur zu oft die Grenzen des Erlaubten überschreitet. Wenn z. B. Klapka von dem Treffen bei Tarczal behauptet, er habe Schlik „gänzlich zurückgeschlagen“ (S. 65), so konnte ja Schlik dasselbe Klapka gegenüber sagen, da ja dieser nach der Affaire gleichfalls zurückging, wie denn kaiserliche Schriftsteller das Treffen bei Tarczal unter die Siege Schliks rangiren. Der Wahrheit gemäss war also von Klapka's Seite nur zu sagen, dass Schlik ihn habe über die Theiss zurückwerfen wollen — was in der That Schliks Absicht war —, dass ihm aber dies nicht gelungen sei. — Der dritte Theil ist der Zeit 1849—1855 gewidmet und enthält Klapka's Erinnerungen „aus der Verbannung,“ eine

*) Aus meinen Erinnerungen. Von Georg Klapka. A. d. Ungar. übersetzt vom Verfasser, Zürich, Budapest und Wien. *Verlags-Magazin.* 1887. gr. 8°. Titelbild, XII. u. 474 S.

triste Partie, deren einzige Sonnenblicke für die Flüchtlinge die hin und wieder auftauchenden Aussichten bildeten, dass es irgendwo drunter und drüber gehen, ein Krieg oder wohl gar eine Revolution ausbrechen werde. Den wichtigsten Abschnitt dieser Partie bildet das Auftreten Kossuth's in England und America mit den nahezu wunderbaren Erfolgen, die er anfangs zu erzielen wusste, und dem Sand in den zuletzt alles verlief. Der Ausbruch des Krieges zwischen Russland und der Türkei 1853 schien Klapka die Gelegenheit zu verschaffen, seinen militärischen und zugleich seinen politischen Drang zu befriedigen. Er traf in Constantinopel eine Menge alter Bekannter unter neuen Namen: Kurschid Pascha (Guyon), Sadik Pascha (Czaikowski), Feizy Pascha (Kollmann), Ismail Pascha (Kmety), Iskender Bey (Fritsch), und vor allem Ferhad Pascha, jenen Baron Stein, der lange Zeit in hervorragender militärischer Stellung in Debreczin geglänzt hatte, einen ebenso geist- als ränkevollen Mann. Die Beobachtungen und Schlussfolgerungen, die er Klapka über das Wesen des Orients, des Islam, der arabischen Race mittheilte (S. 390—408), sind wenn nicht das interessanteste, jedenfalls das originellste des vorliegenden Buches. Sind auch manchevon Stein's Behauptungen gewagt, ist auch seine Schwärmerei für den Glauben Mohamed's für einen gebornen Europäer und getauften Christen nicht recht begreiflich, immerhin sind sie der Aufmerksamkeit, ja in mehr als einem Punkte einer prüfenden Weiterführung in der von Stein angedeuteten Richtung werth. Stein selbst hat letzteres nicht gethan, oder sind uns seine Aufzeichnungen, was jedenfalls zu bedauern, nicht erhalten geblieben; denn „Ferhad Pascha" endete unerwartet und traurig (S. 408.) Klapka selbst erreichte sein Ziel, in türkischen Diensten verwendet zu werden, nicht und kehrte Ende August 1854 zu seinen Freunden am Genfer-See zurück.

Calvinisches und Anderes aus des liberalen Geschichtsbaumeisters „Weber" letztem Werke.*)

Von Dr. G. E. Haas.

„Alterseindrücke" schiene uns als Titel besser gewählt, denn wüssten wir nicht, dass der Autor in vorgerückten Jahre stehe, die hausbackne Schreibweise würde es uns verrathen. Schon nach den ersten Seiten des vor uns liegenden Buches glauben wir den redseligen Greis im Hausrock und mit in gelben Pantoffeln steckenden Füssen, die Brille hoch über die Nase zurückgeschoben, leibhaftig vor uns zu sehen. Weber ist die wahre Verkörperung jenes seichten Vulgärliberalismus mit einer Dosis antikatholischer Neigung versetzt, wie er sich seit 1848 in allen deutschen Ländern breit gemacht und mühevoll zu bedeutender Stellung in der Administration, in der Schule oder im Richtercollegium emporgerungen hat.

Von Tiefe, Objectivität, gerechter Würdigung der Verhältnisse keine Spur, dafür aber viel Selbstgenügen und Stolz auf die eigene Kraft. Der Verfasser bringt wenig Neues, plaudert aber nicht übel und fördert manche freundliche Erinnerung aus längst vergangenen Zeiten zu Tage. In dem Capitel über Heidelberg gedenkt er des Symbolikers „Creuzer" und seines Widersachers „Voss".

*) Jugendeindrücke und Erlebnisse von Georg Weber Ein *liches Zeitbild.* Leipzig. Von Wilhelm Engelmann.

Natürlich stellt sich der Autor in dem Principienstreite der beiden Gegner auf Seite des flachen Rationalisten, dessen Verdienst um die Verdeutschung classischer Werke ebensowenig verkannt werden soll, als seine geistige Inferiorität „Creuzer“ gegenüber, welch' Letzterem wir das Wenige verdanken, was wir über die religiösen Vorstellungen des griechischen Volkes wissen.

Es mag ja sein, dass Creuzer und die Anhänger seines Systems auf und zu ein wenig über die Schnur hauten. Voss sah sich durch die ihm angeborene Taglöhner-Natur und prosaische Nüchternheit vor der Gefahr eines solchen Excesses, wie selbst vor einer auch nur vorübergehenden Störung des seelischen Gleichgewichtes bewahrt. Der Verfasser nimmt jede Gelegenheit wahr, in seinen „Eindrücken und Erlebnissen“ Geschichte zu tradiren, lernen wird man aus seinen historischen Einstreuungen aber nicht viel, tummelt er doch sein Rösslein mit Vorliebe auf dem Gemeindeanger herum und scheut sichtlich abgelegene und wenig durchforschte Gebiete. Was er sagt und wie er es sagt, wurde schon vor ihm bis zum Ueberdruss bemerkt, gelehrt, wiederholt mit einer frischen Brühe versehen, abermals auf den Tisch gebracht, dass man endlich zur Hoffnung berechtigt schien, nicht noch ein letztes und allerletztes Mal damit geplagt zu werden. Herr Georg Weber kennt jedoch weder Mitleid noch Erbarmen und wir müssen das Dargebotene hinunterschlucken, ob es gut oder übel bekömmt.

„Das calvinische Genf“ überschreibt der Autor eine Abhandlung über Calvin, wenn wir diesen Aufsatz nicht besser mit „Apologie“ bezeichnen sollten. „Gleich den berühmten Gesetzgebern des Alterthums in den hellenischen Freistaaten, so wirkte und schaffte Calvin in dem Genfer Gemeinwesen, das unter seiner Hand aus anarchischen Zuständen zu schöner politischer Bedeutung geführt ward, aus sittlicher und religiöser Versunkenheit

Ueber das Julikönigthum bemerkt Weber: „Seit dem Tode Lafayette's — am 20. Mai 1834 — gingen die Parteien weit auseinander. Mit ihm schwand das letzte Glied der Kette, welches die Freunde der gesetzlichen Freiheit an die Männer des Umsturzes gebunden.“ Aber hat der Autor die bisher erschienenen vier Bände Geschichte des Julikönigthums von „Thureau-Dangin“ — keines Blickes gewürdigt? Er hätte von dem französischen Historiker erfahren können, dass der Lafayette der dreissiger Jahre nur mehr ein kindisch gewordener Greis war, der sich von der Demagogie missbrauchen liess und dem Julithron nichts als Verlegenheit bereitete.

Dass Garibaldi's Freischarenzug von Weber bewundert wird, darf uns nicht befremden. „Es gehört zu den wunderbarsten Ereignissen der Weltgeschichte“, meint der Autor, „wie mit elementarer Gewalt und Volkskraft durch den Freischarenzug Garibaldi's der Thron von Neapel niedergeworfen ward.“

Hätte der Verfasser die Briefe „eines ausgewanderten Ministers“ mit Aufmerksamkeit gelesen, hätte er den Briefwechsel Cavours vor Augen gehabt, hätte er die Geschichte des schleichenden Verrathes, der den Thron von Neapel umgab, gekannt, hätte er gewusst, welcher Mittel sich die piemontesische Politik bediente, um zu ihrem Zweck zu gelangen, er würde den Triumphzug Garibaldi's schwerlich „den wunderbarsten Ereignissen der Weltgeschichte zuzählen“.

Neu ist, „dass König Victor Emanuel im Bunde mit Preussen Venetien dem österreichischen Kaiserhause entriss. In Wahrheit trat Oesterreich, das bei Custozza und Lissa zu Land und Meer siegreich war, Venetien an Frankreich ab, das als Fiduciar die abgetretene Provinz Italien übergab.

sinnung dargestellt worden.“ Ja, müssen wir den Autor fragen, ist denn diese Darstellung eine ultramontane Lüge? War Diocletian vielleicht ein heimlicher Begünstiger des christlichen Glaubens? Die Diocletianische Christenverfolgung blosse Erfindung ultramontaner Geschichtsschreiber? und haben denn Letztere behauptet, dass Diocletian ein schwacher und unbedeutender Imperator gewesen? Wenn der Verfasser aber ferner noch behauptet, dass Diocletian „durch das Zusammenfassen und Concentriren aller Kräfte, durch Begründung einer höchsten einherrlichen Autorität dem römischen Imperium Stärke und Dauer verleihen wollte“, so wird doch ein Zweifel, ob sich Diocletian zu diesem Ende der zweckmässigsten Mittel bediente, gestattet sein. Theilung des Reiches und Compagniegeschäft dünkt uns wohl nicht das Merkmal eines auf „Zusammenfassen und Concentriren der Kräfte gerichteten Thuns zu sein. Vielmehr haben nicht ultramontane Geschichtsschreiber dem Manne aus Dioclea vorgeworfen, den Grund zur Zersplitterung und nachhältigen Schwächung des römischen Reiches gelegt zu haben. Ob die Einherrlichkeit in der Vielherrlichkeit enthalten und Drei gleich Eins sei, möge übrigens der Rechenskundige entscheiden.

Dass der Verfasser von Lamennais sprechend, Montalivet statt „Montalambert“ unter die genauen Freunde Lamennais' setzt, mag als lapsus calami entschuldigt werden. Dagegen berechtigte den Autor Nichts zu dem unzutreffenden Urtheile: „Die Kirche hat an Lamennais' Sterbebette keine Triumphe gefeiert“. Denn nicht die Kirche trug an dem Untergang Lamennais' schuld, sondern der Unglückliche verlor sich selbst, während sich seine Sinnesgenossen, wie der unvergleichliche Lacordaire, auf den festen Boden der Kirche hinüber retteten.

Geschichte Oesterreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts.

Von Frhrn. von Helfert.

Es findet sich an unseren Hochschulen eine Sorte von Geschichts-Professoren, die sich einer eigenthümlichen „Objectivität“ befleissigen. Dieselbe besteht nämlich darin, dass sie das Vaterländische möglichst geringwerthig behandeln, dagegen das Gegnerische, selbst Feindselige, auf eine Stufe heben, wie es die Gegner respective Feinde, selbst nicht ärger treiben könnten. Das ist, wenn man den Einfluss bedenkt, den der Lehrer auf die Anschauungen und Empfindungen seiner Zuhörer ausübt, bedenklich und traurig genug; es wird aber geradezu zum Verbrechen, wenn nachweisbare Geschichtsfälschung hinzutritt, weil es den Patriotismus der akademischen Jugend, anstatt ihn zu hegen und zu pflegen, vergiftet und verdirbt.

Wenn ich von österreichischem Patriotismus spreche, so meine ich damit nicht, dass man alles, was vaterländisch ist, lobe, alles was den Gegner betrifft verschwärze und tadle. Der richtige Patriotismus ist nichts weniger als Byzantinismus, ist nicht gutgemeinte Schönfärberei, wie die „Objectiven“ es höhnisch nennen. Das

Werk,*) dessen II. Band hier besprochen wird, ist von echt patriotischem Geiste erfüllt, und doch lässt Wertheimer keineswegs alles, was österreichisch ist, in rosenfarbigem Lichte erscheinen. Allein wo er Schwächen und Schattenseiten nicht verschweigen kann, merkt man wohl, dass es nicht Hohn oder Schadenfreude ist, die ihn so schreiben lässt. C'est le ton qui fait la musique! Man lese die Stelle Seite 21 über Kaiser Franz I. und frage sich, ob das Schönfärberei sei? Von den Erzherzogen erscheint Rainer in einem neuen, und zwar sehr vortheilhaften Lichte; aber nach den Belegstellen, die der Verfasser anführt, wird man bekennen, dass dies nichts weniger als eitle Lobhudelei ist. Von den Persönlichkeiten jener Zeit sind es Erzherzog Carl und Graf Stadion, die Wertheimer am höchsten stellt; allein er verschweigt weder die Fehler, die der Generalissimus in der ersten Hälfte des Feldzuges von 1809 gemacht, noch bemäntelt er sie. Und von dem Minister des Auswärtigen sagt er Seite 425: „Man hat freilich versucht, Stadion von allen Fehlern freizusprechen, und die Schuld des Misserfolges ausschliesslich auf die Schultern anderer zu wälzen, allein das ist ein ungerechtes Vorgehen, das mehr dem Apologeten als der unparteiischen Geschichtsschreibung geziemt."

Der in vieler Hinsicht mit Recht gefeierte Erzherzog Johann steht als Soldat und General in dieser ganzen Zeit in nichts weniger als günstigem Lichte da. Lassen wir seinen Character unangetastet — obwohl der Vorwurf des Neides gegen die militärische und staatsmännische Ueberlegenheit seines Bruders Carl noch heute nicht überwunden ist —, so zeigte er sich ebenso vorschnell und

*) Geschichte Oesterreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Nach ungedruckten Quellen von Eduard Wertheimer. II. Band. Von Pressburg bis Schönbrunn. Leipzig. Dunker und Humblot. 1890. 8° XXII. und 441 S.

vertrauensselig in seinen Entwürfen, als unsicher und saumselig in der Ausführung derselben; dabei hat er als Unterbefehlshaber durch Ausserachtlassung oder sträfliche Lauheit im Vollzug gemessener Befehle des Höchst-Commandirenden das Schicksal des Feldzuges wiederholt auf die unrechte Seite gebracht.

Von einem grossen Verdienst sind die Abschnitte Wertheimer's über Ungarn, „diesen wichtigsten Theil der Monarchie," wie es Seite 351 wohl etwas übertrieben lautet. Wir sehen die ungarischen Zustände damals noch gar sehr von der Laune und vom Zufall abhängig; wir finden einen schwer zu lenkenden Adel, der weder steuernoch kriegspflichtig ist; wir finden in der Heeresverfassung noch immer die Werbungen statt der Conscription; wir finden unter den Zielen der Opposition Seite 287 die Bildung einer nationalen Armee u. s. w.

Unter den von Wertheimer benützten Quellen stossen die Memoiren Metternich's bei ihm auf einiges Misstrauen, und gewiss nicht ohne allen Grund; nur möchten wir die Nebeneinanderstellung mit den Aufzeichnungen Talleyrand's nicht zugeben. Verlogen sind sie zwar alle, die Staatsmänner jener Zeit, und Talleyrand war ohne Frage der Meister von ihnen; wir haben aus seinen Papieren viele der ausgezeichnetsten Lügen und Verdrehungen zu erwarten, während die Ungenauigkeiten Metternich's doch mehr gewisse Schwächen der Eitelkeit zur Quelle haben, oder als Gedächtnisfehler erscheinen.

Was den überaus reichen Inhalt des Buches betrifft, so sei nur andeutungsweise auf einige Partien und Gesichtspunkte hingewiesen: 159 f. den angeblichen Hass zwischen Erzherzog Carl und Stadion; 163 Anm. den dem Kaiser Franz angebotenen Tausch Schlesiens und die Richtschnur der Redlichkeit, die ihn bei der Ablehnung leitete; 229 den Länderschacher vor der Zusammenkunft *in Erfurt* (Napoleon verlangt Schlesien, Alexander bietet

Böhmen); 256—258 den Zustand der österreichischen Armee, der Generalität und des Officiers-Corps, vor dem Feldzug von 1809 (257 würde es Z. 11 v. o. wohl statt „Geistesbildung“ richtiger heissen „Fachbildung“); 260 f. die warme Schilderung von Stein's Character und Persönlichkeit; 299 das schöne Verhältniss der Kaiserin Maria Ludovica zu ihrem Gemahl und zu den Erzherzogen; 327–330 die Lage und Anschauungen des Erzherzogs Carl nach dem Siege bei Aspern; 388 die wahrhaft ergreifende Schilderung des Rücktrittes Carl's vom Ober-Commando. Das Werk schliesst mit dem Bedauern, dass die Geschicke Oesterreichs diesen Rücktritt, sowie den Stadion's herbeiführen mussten, jener beiden Männer, die „voll Interesse und richtigem Verständniss für die inneren Aufgaben und die geistigen Bedürfnisse des Staates“ waren, und die nun Staatsmännern Platz machen mussten, in deren System es lag, den Kaiserstaat gegen die geistigen Regungen und die fortschrittliche Entwicklung der Zeit möglichst abzuschliessen. „Wegen der Tendenzen, die damals angeregt wurden,“ so schliesst der Verfasser sein schönes und verdienstliches Werk, „bleibt daher trotz der erlittenen Niederlagen die Zeit von 1806 bis 1810 eine der denkwürdigsten in der Geschichte dieser Monarchie ...“

„Dieser Monarchie“! Warum sagt der Verfasser nicht: „der österreichischen Monarchie“? oder was namentlich für den Zeitraum, den er schildert, das einzig richtige ist: „des österreichischen Kaiserstaates“? Warum? Weil er es als Professor einer königlich ungarischen Universität nicht sagen darf. Auch eine Frucht des herrlichen Dualismus! So lautet auch der Titel: „Geschichte Oesterreichs und Ungarns,“ was unter allen Umständen unrichtig, für die Zeit von 1804—1810 aber geradezu ein crimen laesae veritatis historicae ist.

Noch eine Bemerkung, was den Titel des Buches im Verhältniss zu dessen Inhalt betrifft, kann ich nicht unter-

drücken. Ein Verfasser, der ein Buch „zur“ Geschichte dieses oder jenes Zeitraumes herausgibt, hat in Behandlung seines Stoffes volle Freiheit, kann nach seinem Ermessen das eine ausführlicher behandeln, das andere nur kurzweg andeuten, kann ganze Partien, zu welchen er nichts Neues beizutragen findet, auslassen etc. Wer dagegen, wie Wertheimer, die „Geschichte“ eines gewissen Zeitraumes ankündigt, der übernimmt damit die Verpflichtung, keine Lücke in seiner Erzählung, den Leser nicht im Unklaren über Verhältnisse und Vorgänge zu lassen, die in diesem Zeitraume mit Factoren gewesen sind. Er kann gewisse Partieen, die eine Nebenrolle spielen, kürzer behandeln, aber ganz übergehen oder blos andeuten, ohne dass der Leser darüber das gehörige Licht erhält, darf er sie nicht. Gegen diesen Grundsatz hat aber der Verfasser mehrfach verstossen. Die Erfolge Erzherzogs Johann's in Italien werden Seite 310, 313, 331 blos erwähnt, aber der Leser erfährt nicht, welcher Art diese Erfolge waren, wie sie errungen worden, worin sie bestanden. Das Tiroler so überaus wichtige und interessante Nebenspiel wird Seite 331 mit zwei Zeilen abgefertigt; die Niederlage Jelacic' Seite 232 versteht der Leser vollends nicht. Ueberhaupt wird die Kriegsgeschichte, mit Ausnahme dessen, was den grossen Kampf zwischen Napoleon und Erzherhog Carl betrifft, und dessen, was sich in Ungarn um den Palatin und den Erzherzog Johann abspielt, ganz vernachlässigt. Seite 316 erlässt Napoleon von Schönbrunn aus „seine berüchtigte Proclamation gegen die Habsburger“. Ja, was ist denn das für eine Proclamation? Wodurch ist sie berüchtigt? Das erfährt der Leser vorderhand nicht. In dem Abschnitt, der von den ungarischen Ereignissen handelt, mag sie allerdings des Nähern erörtert werden, wie dies in der That vom Verfasser Seite 335 f. mit vollem Rechte geschieht; aber die Hauptsache soll *der* Leser bereits Seite 316 im Zusammenhange wissen.

Die Entstehung des modernen Katholicismus nach der Auffassung des Professors Philippson.

Von Dr. G. E. Haas.

Wollten wir jedem Missgriffe nachgehen, jeden Fehler verzeichnen und jeden Irrthum aufklären, wir müssten ein Buch über Philippson's Buch*) schreiben. Dass jene Missgriffe, Fehler und Irrthümer aber thatsächlich vorhanden sind, werden wir im Verlaufe unserer Skizze zu beweisen Gelegenheit haben. Was uns in rebus sic stantibus allein erübrigt und auch als das Zweckmässigste erscheint, ist die Beweisführung, dass der Autor, von irrigen Prämissen und falschen Principien ausgehend, auch zu fehlerhaften Schlussfolgerungen gelangen musste.

Der Verfasser geht von dem übrigens nicht neuen Grundsatze aus, dass die Verderbniss der katholischen Kirche so gross und unerträglich war, dass eine Reaction und zwar diejenige eintreten musste, welche die Reformatoren, vor Allem Luther in Deutschland anbahnten. Dass diese Annahme auf reiner Willkürlichkeit beruht und unnachweisbar ist, scheint den Autor nicht zu kümmern.

*) Les origines du Catholicisme Moderne, la Contre-Revolution religieuse au XVI. siele par Martin Philippson, professeur a l'univerite de Bruxelles. Bruxelles librairie C. Muquardt.

Er fand diesen Gedanken vor, er sagte ihm zu und Philippson legte ihn seinem Werke zu Grunde.

Der Verfasser beruft sich auf die Zeugnisse der Zeitgenossen im katholischen Lager, führt Aussprüche tugendhafter Kirchenlehrer und selbst eines Papstes — Hadrian VI. — für seine Behauptung an. Wie weit entfernt bleibt er aber zu beweisen, was er beweisen will!

Angenommen, aber nicht zugegeben, dass das Verderben der Kirche so grosse Dimensionen angenommen habe, um eine Reform unvermeidlich zu machen, befand sich die katholische Kirche nicht zu verschiedenen Zeiten in der gleichen, wenn nicht in noch schlimmerer Lage, ohne dass ihr kaum eine Reform nicht sowohl an Haupt und Gliedern, sondern auch in ihren Lehren aufgedrungen worden wäre?

Alles, was der Autor Tadelnswerthes anführt, hatte es nicht in früheren Zeiten schon bestanden und selbst einen höheren Grad erreicht? Philippson weiss sehr viel von der Accumulation von Pfründen, von der Simonie, der Bereicherung und dem Luxus der Prälaten, dem Verfall der Kirchenzucht, dem weltlichen Gebahren der Mönche, der Verletzung des Gelübdes der Keuschheit u. s. w. Ein Blick auf die Kirchengeschichte hätte genügt, um ihn von dem Vorkommen jener Laster und Sünden in sehr früher Zeit zu überzeugen. Wir brauchen nur auf das Beispiel Pauls von Samosata hinzuweisen. — Nicht erst die Kreuzzüge, wie der Verfasser meint, haben alle Uebel erzeugt, welchen nach seiner Ansicht nur durch die Reformation abgeholfen werden konnte, sie waren lange vor Urban III. und dem Concil von Clairmont vorhanden und gerade die Geschichte der Päpste, welche Urban III. vorhergingen, ist in dieser Beziehung ausserordentlich lehrreich.

Die Verordnungen und Erlässe Gregor VII. beweisen *die Höhe* und Stärke des Uebels am schärfsten, sie be-

weisen aber noch etwas Anderes, das sich der Autor hätte zu Gemüthe führen sollen — den entschiedenen Willen der Päpste zu reformiren, wo und insoferne es nöthig schien, und das Vorhandensein der genügenden Macht, eine derlei Reformation durchzuführen, sie beweisen schliesslich ein Drittes, das der Verfasser auf seinem Standpunkte freilich nicht wohl zu Notiz nehmen konnte, dass es der weltliche Arm war, der sich jenem Beginnen widersetzte und dass die ernsten Absichten des Primates gerade an der königlichen oder kaiserlichen Macht scheiterten.

Ging Gregor VII. vielleicht, indem er auf alle Beneficien verzichtete, auf die Bereicherung des Clerus aus? — Wer der Geistlichkeit die Beneficien aufnöthigte, waren keine Priester, sondern Laien, keine Kirchenfürsten, sondern Kaiser und Könige.

Die katholische Kirche, bemerkten wir, habe sich schon in schlimmerer Lage befunden, als zu Leo X. Tagen. Ohne Zweifel war der Zustand, als sich drei Päpste gegenüber standen, die Concilien sich über die Statthalter Christi erhoben und an allen Punkten Secten entstanden, welche die Verwerfung der römischen Hierarchie zum gemeinsamen Merkmale hatten, als sich die Fürsten wider Rom erklärten und sich zu Beschützern der Ketzerei aufwarfen, ein viel gefährlicherer als zur Zeit, da Luther seine siebenzig Thesen zu Wittenberg anschlug.

Wenden wir unseren Blick nach Osten, was gewahren wir dort? Eine ohne Vergleich schlimmere Verderbniss der Kirche, welche obendrein von Basileus gefördert wird. Nirgends ist die auri sacra fames unbezwinglicher und schärfer als in jenem Theile des byzantinischen Clerus, der das „Los von Rom!“ zu seinem Feldgeschrei erhob. Man lese nur Gförer's byzantinische Geschichten nach und man wird die griechische Territorialkirche mit weit schwereren Gebrechen behaftet finden, als solche je in

der römisch-katholischen anzutreffen waren. Seit die Photius und Ignatius die Oberhand über die Partei des Klosters Studion erlangt, siecht die Freiheit der Kirche und mit ihr auch jede Spur jenes schönen Idealismus dahin, welcher die orientalische Hierarchie bis dahin ausgezeichnet hatte. Die Geschichte bleibt mit geringen Varianten dieselbe — eine Aufzählung von Demüthigungen, welche der Episcopat von Seite des jeweiligen Basileus zu erdulden hat, von Goldbarren, welche dieser oder jener Bischof während seiner Amtshandlung aufgehäuft, von Beraubung und Misshandlung des niedern Clerus, von gesponnenen Hof-Intriguen, an welchen sich die Geistlichkeit betheiligt und schliesslich von grausamen Züchtigungen, die über den in Ungnade gefallenen Prälaten verhängt werden.

Wie kommt es doch, dass die Reform im byzantinischen Kaiserthum auf sich warten lässt? Warum erscheint denn kein griechischer Luther, Zwingli oder Calvin und drängt den Cäsaren und ihrer Kirche das reine Evangelium auf? Oder steht die orientalische Kirche etwa höher in der Erfassung des wahren Christenthums, als die lateinische? — Der Verfasser erblickt in den Kreuzzügen einen Factor der Reformation. Wir sollten doch meinen, dass die Griechen als die Grenznachbarn des Islams und all' der orientalischen Völker, gegen welche die Kreuzfahne erhoben wurde, auch bei dem Verkehr des Ostens mit dem Westen betheiligt waren, dass ihnen der Luxus und Reichthum nicht fremd blieben, aber die angebliche Ursache, welche die Corruption des lateinischen Clerus eingeleitet und die Reformation vorbereitet haben sollte, übte auf die Bewohner des byzantinischen Reiches sonderbar genug, die gleiche Wirkung nicht aus.

Wenn der Verfasser schliesslich behauptet: „la religon etait devenue un grand fetichisme systematique, destiné *a enrichir* la caste sacerdotale, sans parler au coeur, sans

consoler le malheureux ou refrener le mechant“ so lässt die Hyperbel den Mangel an innerer Wahrheit leicht entdecken.

Beruft sich der Autor aber auf kirchliche Stimmen, welche die Mängel und Gebrechen der Hierarchie beklagen, so sollte er in dieser Thatsache vor Allem auch erkennen, dass innerhalb der römisch-katholischen Kirche niemals jener sittliche Indifferentismus herrschte, welchen er ihre Schuld gibt; dass es der Kirche nie an Männern fehlte, welche ihre Unparteilichkeit voll und ganz für das Gedeihen dieser grossen Institution einsetzten. Andererseits sind die Zeitgenossen nie die unbefangensten Beurtheiler der Zustände, deren Zeugen sie sind. Es liegt in der menschlichen Natur, dass der Mitwirkende selten zu einem parteilosen Urtheil berufen scheint und so werden auch die Klagen und Anschuldigungen, welche selbst von Männern heiligmässigen Wandels gegen Mitlebende und Mitstrebende erhoben wurden, nur mit Vorsicht aufzunehmen sein. Allerdings wird man sie nicht einer Verdrehung, geschweige Erfindung von Thatsachen anklagen dürfen, wohl aber einer Täuschung über die Tragweite derselben und noch weit sicherer einer Ueberschätzung ihrer Wichtigkeit.

Dass es zu allen Zeiten, seit sich die Jünger des Herrn über den Erdkreis zerstreuten, unwürdige Diener des Altares gegeben, dass die Religion missbraucht und ihre Ziele verkannt wurden, dass irdische Vortheile mit den von Gott gewollten Zwecken vermengt und verwechselt wurden, soll nicht geleuguet werden.

Aber die aus dieser Thatsache gezogene Folgerung ist falsch. Sobald die Kirche Christi in die Erscheinung trat, war sie auch den Gesetzen und Bedingungen der Welt dieser Erscheinungen unterworfen. Ob auch die Christuslehre göttlichen Ursprungs war und der heilige Geist fortan die Beziehungen der Kirche zu ihrem Stifter

vermittelte, so blieben die Träger der Kirchengewalt und die Diener des Altares immerhin Menschen, von welchen weder die dem Geschlechte eigene Schwachheit noch die Macht zu irren und zu sündigen genommen war. Die sichtbare Kirche trug daher auch die Merkmale aller irdischen Gebrechlichkeiten an sich, diese könnten höchstens durch eine Umwandlung der menschlichen Natur in eine höhere Wesenheit behoben werden, niemals aber durch ein Werk menschlicher Reform, welcher stets die menschliche Schwäche ankleben musste. Der Autor hält die neugegründeten Orden, die Ausbreitung des Institutes der Inquisition und die Bestimmungen des Trienterconcils für die Hauptquellen der Verjüngerung und Gegenrevolution — Gegenreformation — der römisch-katholischen Kirche gegenüber der religiösen Neuerung. Nach seiner Meinung schreibt sich ja der Katholicismus in seiner neueren Form aus der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts her.

Welche Willkürlichkeit auch in dieser Annahme! Als ob die katholische Kirche ihre Form überhaupt geändert hätte oder ändern hätte können! Wie passt ferner diese Vorraussetzung zu dem wegwerfenden Urtheil der Andersgläubigen, dass die römisch-katholische Kirche in ihrer Form erstarrt sei, dass sich ein versteintes Denkmal des Mittelalters vor unseren Augen erhebe.

Bei der hohen Wichtigkeit, welche der Verfasser den Ordensgründungen des sechszehnten Jahrhunderts beilegt, darf es nicht befremden, wenn er der Gesellschaft Jesu mehr als ein Capitel seines Werkes widmet und sich auf das Eingehendste mit der Person des Stifters Ignaz von Loyola beschäftigt.

Nichts charakterisirt die Betrachtungsweise des Autors besser, als die Zusammenstellung Loyolas mit Luther, der Vergleich, den er zwischen beiden Männern zieht und die *Schlüsse, die er* daran knüpft. Luther erscheint ihm als

nüchterner Deutscher ohne Schwärmerei und lebhafte Einbildung, „der fanatische und ehrgeizige Spanier, dessen Gehirn mit wunderbaren Rittergeschichten und Heiligenlegenden erfüllt war, als der Mann der Visionen, der an Eingebungen des Teufels in schlimmen und an göttliche Inspirationen in guten Dingen glaubte".

Sollte der Verfasser nie von den innern Kämpfen, welche Luther mit dem bösen Geiste zu bestehen hatte und welche ihren sichtbaren Ausdruck in handgreiflichen Thatsachen gefunden, gelesen haben? Weiss er nicht, dass Luther bis an sein Lebensende im Wachen und Träumen unter derlei Anfechtungen litt? Ist ihm die geistige Gestörtheit des deutschen Reformators, welche einen katholischen Schriftsteller — Bruno Schoen sogar Anlass boten, die Zurechnungsfähigkeit Luthers in Zweifel zu ziehen, unbekannt geblieben?

Vergleichen wir die Schriften beider Männer und fragen wir, wo die grössere Mässigung und Verstandesschärfe zu finden sei, so werden Freunde und Gegner doch über diesen einen Punkt zur Klarheit und dem gleichen Urtheile gelangen müssen, dass sie auf Seite des deutschen Reformators nicht anzutreffen sei.

Der Verfasser schliesst sein vergleichendes Studium mit den Worten: „Welch greller Gegensatz zwischen ihm — Loyola — und der rauhen Ehrlichkeit seines verabscheuten Gegners des niedersächsischen Bauers Luther, dessen Werk er gründlich zerstören wollte. Aber dieser plumpe sächsische Bauer mit seiner kräftigen Wahrheitsliebe war doch immer ein ganz anderer Schöpfer und hatte ganz andere Erfolge aufzuweisen, als der feine genialere Baske, dessen religiösem Eifer sogar ein starker Beischmack von Spitzbüberei innewohnt". Nun es hätte keines neuen Geschichtswerkes bedurft, um uns über die Verschiedenheit der Bestrebungen Loyolas und Luthers zu belehren und uns schliesslich zu beweisen, dass nicht

Loyola, sondern Luther der Urheber der Reformation in Deutschland war. Was aber die „fourberie“ betrifft, so wollen wir nicht in denselben Fehler verfallen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und lieber eine Wahrheit unterdrücken, die leicht zu erweisen wäre, als den Anhängern Luthers ein Aergerniss geben, dessen der Stifter der Gesellschaft Jesu zur Verherrlichung seines Namens nicht bedarf.

Seltsam muthet es an, wenn Philippson, nachdem er bei der Gründung und Ausbreitung der Gesellschaft Jesu so lange verweilt, mit dem Geständnisse schliesst, dass die Jesuiten im Grunde für die religiöse Gegenrevolution nur von sehr untergeordneter Bedeutung gewesen seien. Wozu der unverhältnissmässige Aufwand an Details, offenbar feindseliger Kritik, Herabsetzung der anerkannt besten Eigenschaften der damals lebenden Ordenspersonen? Wozu die Bemerkung, dass Böhmen, welches die Jesuiten so freundlich aufgenommen, später diese Freundschaftsbezeugung so theuer bezahlen musste, wenn die Gesellschaft Jesu sich für die Gegenreformation — bei Philippson consequent Gegenrevolution — als so unbedeutend und geringfügig, herausstellte?

Wenn man den folgenden Abschnitt über die Ausbreitung der Reformation in Italien liest, muss man nur staunen, dass noch in einem Theile der appeninischen Halbinsel Messe gelesen wurde. Mit einer uns unbegreiflichen Leichtgläubigkeit rechnet der Autor die entschiedensten Katholiken und Vorkämpfer des heiligen Stuhles zu den Protestanten, Contarini und Morone werden für das reine Wort in Anspruch genommen und es fehlt nicht viel, dass nicht ein oder der andere Papst als heimlicher Lutheraner bezeichnet wird. Was für eine Kritik, die Morone für die neue Lehre in Anspruch nimmt und zugleich zugestehen muss, dass er von Seite der Mutter*kirche* für „innocentissimus“ erklärt wurde! Natürlich

findet Renata von Ferara in unsern Autor einen beredten Anwalt, der selbst Marot's Vers: „Et en son vin larmes fait melange, Tout par ennui!“ ernsthaft nimmt.

Die Geschichte der Unterdrückung des Protestantismus, wie sie Philippson nicht sine ira erzählt, lehrt ganz gegen seine Absicht, dass die Unbesiegbarkeit der Ideen durch Gewaltmittel eine leere Phrase sei, dass vielmehr Entschlossenheit mit Klugheit vereint, selbst über die lebhaftesten Einbildungen der Menschen zu triumphiren vermögen. Der Autor sieht sich zu dem Geständnisse genöthigt, „dass es Pius V. gelang, nicht nur die letzten Spuren der Irrlehren in Italien zu vertilgen, sondern auch jede noch so geringe Meinungsverschiedenheit bezüglich der religiösen Wahrheit auszulöschen“. „Pie V. les avait complétement effacé. Il a foré ces populations a se soumettre aveuglement aux doctrines catholiques“.

II.

Der Verfasser beschäftigte sich bis hieher mit dem Einflusse der neuen Orden und der römischen Inquisition auf die religiöse Gegenrevolution. Der Factor, auf den er nun zu sprechen kommt, ist das Trienter-Concil.

Statt diese Kirchenversammlung im Geiste der Unparteilichkeit und Objectivität zu besprechen und zu behandeln, wie sich dies für den Geschichtsschreiber ziemt, stellt sich der Autor von vorne herein auf den Parteistandpunkt und zwar auf Seite der Protestanten; was dabei herauskommt, ist leicht zu errathen, — vor Allem der Schluss, dass die Reformirten vollkommen recht hatten, sich dem Concil nicht zu unterwerfen und die Beschickung der Versammlung zu verweigern. — Wie ein rother Faden durchzieht die fraglichen Capitel eine petitio principii, das heisst, ein und der nämliche logische Fehl- und Trugschluss. Der Verfasser geht von dem Grundsatze aus, dass das Concilium

über den Papst stehe, dass die Kirchenversammlungen von Konstanz und Basel sich auf dem richtigen Wege befunden hätten, dass man den Protestanten die Möglichkeit gewähren musste, ihre von den Satzungen der katholischen Kirche abweichenden Dogmen trotz des sichtbaren Oberhauptes derselben zur allgemeinen Geltung zu bringen; der Verfasser erkennt in der Zerreissung der alten Kirche das Heil der Kirche, in der Lutheranisirung Europas das Glück und die Wohlfahrt der Menschheit. Ihm erscheint jede Vorkehrung und Abwehr als Intrigue, als Ausfluss des päpstlichen Egoismus, das Trientiner-Concil als ein Spinngewebe, bestimmt, alle Widersacher zu lähmen und widerstandsunfähig zu machen. Er sieht in den Berathungen der Kirchenhäupter nichts, als den Versuch gegenseitiger Ueberlistung, er setzt bei Paul III. keinen anderen Beweggrund und keine bessere Absicht voraus als den Abfall der Protestanten zu verewigen, in den Beziehungen zwischen Papst und Kaiser nichts als das widerwärtige Spiel sich bald kreuzender, bald deckender Privatinteressen. Er hält die Gleichstellung der mündlichen Tradition der Kirche mit der schriftlichen für einen Fehler oder richtiger für einen Act der Willkür, um die Wiedervereinigung der Reformirten mit der Mutterkirche für alle Zeiten unmöglich zu machen. Der Papst ist in seinen Augen der böse Dämon der Versammlung, welcher die Bischöfe wie Drahtpuppen lenkt und in Bewegung setzt. Mehr als das Evangelium und die katholische Wahrheit gilt dem Autor der Ausspruch des Landgrafen von Hessen:

„Die Protestanten befinden sich bei ihrer Weigerung: das Concil zu beschicken, vollkommen im Rechte, da sich die Theilnehmer an demselben gegen den Papst eidlich verbunden haben, keinem Laien eine beschliessende Stimme zuzugestehen, so dass in Trient nichts gesprochen oder beschlossen werden darf, was dem Papst missfällig sein *könnte.*“

Wenn Philippson keine höhere Autorität kennt, als den Landgrafen von Hessen, der selbst Luther und die Reformation auf das gräuelhafteste compromittirte, wenn auf den landgräflichen Bigamisten sichererer Verlass ist als auf die durch Frömmigkeit und Wissenschaft ausgezeichneten Väter des Concils, dann haben wir nichts mehr zu sagen. Luther selbst und Melanchthon haben über die Philippson'sche Autorität anders gedacht.

Der Autor beruft sich wiederholt auf den Vorgang der Concilien von Konstanz und Basel. Was haben aber jene Kirchenversammlungen zu Stande gebracht? Philippson muss selbst gestehen, dass die Reform an Haupt und Gliedern auf sich warten liess. Woher also die Vorliebe für diese beiden Concilien? Ohne Zweifel aus dem Gefallen an der gefährlichen Opposition wider den Primat und aus dem Bewusstsein, dass die Anwendung der gleichen Formen und Massregeln auf das Tridentiner Concil die katholische Kirche gesprengt oder doch in ihren Grundfesten erschüttert haben würde.

Vom Standpunkte der Kirche befand sich Paul III. vollkommen im Rechte, wenn er die Giltigkeit die von der Kirchenversammlung beschlossenen Decrete von der Zustimmung des heiligen Stuhles abhängig machte. Wenn sich die in Trient anwesenden Prälaten für den Papst erklärten, beweist dies nur, dass sie ihre Pflicht und das Recht des Oberhauptes der katholischen Kirche gleich richtig erkannten und wenn der Bischof von Fiesole davon eine traurige Ausnahme machte, so zeigt dies keineswegs, dass er muthig genug war, die Usurpation des römischen Hofes — l'usurpation de la cour romanie — zu bekämpfen, sondern vielmehr, dass menschliche Thorheit, Eitelkeit und Hoffahrt zur Zeit Paul III. ganz eben so vorhanden waren, als drei Jahrhunderte später.

Welch ein Irrthum übrigens, dem Papst die Absicht zuzuschreiben, den Frieden mit den Protestanten um jeden

Preis zu vereiteln! Rein menschlich gesprochen, hätte es der Papst nicht vorziehen müssen, über die Millionen zu herrschen, welche ihn die Reformation entzogen hatte? Gerade die Voraussetzung der sehr weltlichen Motive, in welchen sich der Autor gefällt, hätte ihn auf den guten Willen Paul III. schliessen lassen sollen, wenn nur immer moralisch möglich, eine Wiedervereinigung herbeizuführen. Philippson bleibt aber dabei, dass die Aussöhnung mit den Protestanten dem Papst unangenehm und missfälig gewesen wäre und seine Legaten daher jeden Beschluss freudig begrüssten, welcher die Kluft zwischen Rom und den Reformirten zu erweitern versprach.

Wiederholt und mit einer gewissen schlecht verhüllten Schadenfreude weist der Autor auf Anschauungen und Formulirungen gut katholischer Bischöfe hin, welche an einer gewissen Zweideutigkeit litten, sich der lutherischen Auffassung zu nähern schienen oder später von Seite des heiligen Stuhles missbilligt wurden oder doch die kirchliche Approbation nicht fanden. An der Thatsächlichkeit des Verhaltens ist nicht zu zweifeln, darum aber noch kein Grund zur Verdächtigung, als ob sich jene Männer der Reformation zugeneigt hätten, vorhanden. Gerade der lobenswerthe Eifer, eine Verständigung anzubahnen, der Mangel streng logischer Definitionen, die Ambigestalt grosser Worte, führte die erlauchtesten und gewissenhaftesten katholischen Männer zeitweilig irre.

Die objective Geschichtsschreibung — siehe „Ludwig Pastor's Reunionsbestrebungen“ und „Contarini's Briefwechsel“ — mag am unwiderleglichsten bekunden, mit welchen Schwierigkeiten die Leiter der Versammlung zu kämpfen hatten, mit welch' heiligem Eifer und Ernst sie an das Friedenswerk gingen und wie leicht sich Irrthümer in die Controverse einschleichen mochten. — Welch' heikle Materien gelangten nicht in Trient zur Ver*handlung*! Rechtfertigung und Gnadenwahl. War nicht bei

dem Umstande, dass der katholischen Kirche der Vorwurf des Semipelagianismus nicht erspart blieb, grosse Vorsicht geboten und konnte der Mangel an sich selber die Exegeten und Erklärer nicht über den strengen Kirchenbegriff hinausführen? — Eine solche Gefahr wäre Contarini sicher nicht gelaufen, wenn Trennung sein und seiner Collegen einziges Ziel gewesen wäre.

Der Autor führt uns unbarmherzig durch das ganze Wirrsal politischer Intriguen, welche mit dem Trienter Concil parallel liefen, erspart uns keine noch so widersinnige Zumuthung, die dem heiligen Stuhl gemacht wurde, verschont uns mit keinem Vergleiche des kirchlichen Liberalismus mit den Bigotismus einer späteren Zeit. Er begreift nicht, dass die katholischen Fürsten, welche durch ihre Gesandten als Mithandelnde auf dem Tridentiner Concil auftraten und sich zu Anwälten ihrer protestantischen Unterthanen oder der protestantischen Missstände aufwarfen, nicht über den Parteien standen, sondern vielmehr selbst Sachführer ihrer Mandanten waren. Wer möchte es einem Carl V. oder Ferdinand I. verübeln, dass sie an die Möglichkeit einer Aussöhnung und Wiedervereinigung der Protestanten mit der Mutterkirche glaubten und Zugeständnisse katholischerseits für das taugliche Mittel zum erwünschten Ziele hielten? Die grössere Voraussicht und strengere Consequenz war unstreitig auf Seite der Kirche und man darf im Gegensatze zu Philippson behaupten, dass die katholische Kirche durch grenzenlose Nachgiebigkeit viel sicherer zerstört worden wäre, als diess durch Festhalten an der Dogmatik und Tradition geschehen konnte.

Ein grosses und wahres Verdienst um die Kirche hat sich das Trienter Concil durch seine Definitionen der katholischen Glaubenslehre und die Fixirung alles dessen erworben, was mit dem Wesen der römisch-katholischen Kirche in Verbindung steht. Wenn der Autor dessunge-

achtet zu dem Schlusse gelangt, dass: cette uniformité dans la servitude crée et realisée dans le catholicisme par la contrereformation de Triente ne pourra jamais subjuguer le monde moderne" wenn er behauptet: L'Eglise aura a soutenir une lutte de plus en plus difficile contre l'esprit de notre époque, qui tend justement vers la liberté et l'independence personelle" wenn er sagt: „Au sein des grandes nations catholiques, la dissolation prend des proportions énormes, menacantes pour l'eglise", so bleibt er die Beweisführung für seine Angaben schuldig.

Hätte Philippson sich darauf beschränkt, zu sagen, dass das Christenthum in unseren Tagen schweren Anfechtungen ausgesetzt sei, Niemand würde diese allgemein ausgesprochene Wahrheit leugnen. Verhängnissvoll für unsern Autor und seine kühnen Behauptungen ist nur die Thatsache, dass gerade das Christenthum in Gestalt des protestantischen Bekenntnisses die grössten Gefahren läuft.

Gerade jene Confession und Abart des Christenthumes, für welche der Autor der Mutterkirche den Handschuh hinwirft, der zu Liebe er den heiligen Stuhl misshandelt und die katholischen Kirchenlehrer eines Besseren belehren will, gerade jene Partei, welcher Philippson den Sieg gewünscht hätte, welche nach ihm die festeste Basis des Kirchenthums abgeben sollte, erweist sich als schwach, wehrlos und widerstandsunfähig. Die Geschichte widerlegt Zeile für Zeile Alles, was der Autor für den Protestantismus und wider die katholische Kirche vorbringt.

Würde es der uns gegönnte Raum gestatten, auf Details einzugehen, wir vermöchten den Beweis zu erbringen, dass der Verfasser die einschlägige Literatur in ihrem ganzen Umfange nicht nur nicht beherrschte, sondern Vieles gar nicht kannte, was doch zu kennen unumgänglich nothwendig war.

Aber unsere Bekanntschaft mit Herrn Professor Martin Philippson ist nicht neu, wir kennen sein „Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten“ aus Onkens „Allgemeine Geschichte in Einzelndarstellungen“ und hatten Gelegenheit, die Leichtigkeit aber auch den Leichtsinn seiner Darstellung aus diesem Buche kennen zu lernen.

Bosnisches.

Von Dr. Frhrn. von Helfert.

Der jüngste Streit wegen der Grenzberichtigung zwischen Serbien und Bulgarien und das gleichzeitige Streben Griechenlands nach Erweiterung seines Gebietes gegen Norden, zwei Angelegenheiten von ernster Bedeutung, deren schliessliche Lösung durch die Dazwischenkunft der Grossmächte aufgeschoben aber nicht aufgehoben wurde und die daher bei der ersten besten Gelegenheit abermals auftauchen können und werden, haben die Frage über das endliche Schicksal der europäischen Türkei von neuem in den Vordergrund gerückt. Mit dieser Frage beschäftigt sich von serbischer Seite eine zu Anfang der letzten Wirren erschienene Schrift.*)

Ob Ban der wahre Name des Verfassers sei oder ob nicht, wenn dies der Fall, ein höherer hinter ihm stehe, bin ich derzeit nicht im Stande zu entscheiden. Jedenfalls ist das Schriftchen interessant und von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Der Verfasser geht von der ganz richtigen Anschauung aus, dass im ganzen Orient die Confession das entscheidende Merkmal und Element sei und dass von diesem Standpunkte aus die orientalische

*) Solution de la question d'Orient, par l'Europe au par la Porte? Avec une carte. Par Mathias Ban. Belgrade Imprimerie d'état 1885. gr. 8. 58 S.

Frage entschieden werden müsse: „L'Orient est un terrain éminemment religieux. Qu'on se place sur ce terrain, qu'on règle impartialement la question ecclésiastique, et l'on aura réglé plus qu'à moitié la question politique.“ (S. 36). Der Verfasser kennt aber — und das ist eine der schwachen Seiten seiner Beweisführung — auf der Balkan-Halbinsel ausser dem Islam nur die griechisch-orientalische Kirche und trifft darnach seine Eintheilung, welcher er die früher bestandenen grossen Patriarchate zu Grunde legt: das constantino-politanische für das Gebiet der Hellenen, das von Ypek für das Serbenthum, das von Ochrida für Albanien, das von Trnovo für die Bulgaren. Das türkische Element und Gebiet verschwindet bei dieser Austheilung ganz, das katholische findet keine Berücksichtigung. Bezüglich der östlichen, resp. westlichen Grenze zwischen den Serben und den Bulgaren ist ihm das entscheidende Moment die „slava“, der Cultus des Haus- und Familien-Patrons, der eine Eigenthümlichkeit des Ypeker, d. i. serbischen Patriarchates sei (S. 29); so weit der serbische Hausgott, der Patron der serbischen Familie, reiche, so weit erstrecke sich das Gebiet des serbischen Patriarchates und berechtigen sich demzufolge die serbischen Ansprüche. Der Verfasser hält dem bulgarischen Nachbarstamme die Anmassung vor „de bulgariser aux yeux du monde toute la péninsule“; er selbst aber macht sich desselben Fehlers von seinem eigenen Standpunkte aus schuldig, wenn er Makedonien ausschliesslich für Serben und Griechen in Anspruch nimmt — „la Macedoine, patrimoine exclusif des Serbes et des Grecs“ (S. 22 et passim) — während in Wirklichkeit neben den Griechen die Bulgaren und Skipetaren, nicht aber die Serben die hervortretenden Elemente der makedonischen Bevölkerung bilden. Die dem Büchlein beigegebene Karte versinnlicht die Ideen des Verfassers. Von österreichischem Standpunkte rufen die, trotz der gerügten

Lücken und Fehlgriffe immerhin beachtenswerthen, weil auf ein geschichtliches Moment gegründeten Ausführungen unseres Verfassers das neuerliche Bedauern wach, dass man am Ballplatz versäumt hat, bezüglich der griechisch-orientalischen Kirche unseres bosnischen Gebietes auf der historisch nachweisbaren Continuität des Ypeker Patriarchats in unserem Karlovicer Patriarchate zu bestehen, und statt dessen den unglückseligen Weg nach Constantinopel einzuschlagen für gut fand. Auf welch' ganz andere Ergebnisse müssten dann die Deductionen Ban's führen!

Es wurde bereits erwähnt, dass beim Projecte Ban's das katholische Element der Balkan-Halbinsel völlig leer ausgeht, da doch dieses, von der Diaspora in den andern Ländern abgesehen, in unserem Bosnien und im benachbarten nördlichen Albanien einen sehr beträchtlichen Bestandtheil der Bevölkerung bildet, und für uns Oesterreicher darum von hervorragender Wichtigkeit ist, weil die Katholiken dieser Gebiete, wie jene im illyrischen Dreieck überhaupt, ganz entschieden zu Oesterreich hinneigen; weil die bosnisch-herzegovinischen Katholiken vom ersten Augenblicke der österreichischen Occupation diese ihre Anhänglichkeit durch Wort und That bewiesen haben; weil endlich im katholischen Albanien, den unablässigen Gegenanstrengungen von Seiten des Königreichs Italien zum Trotz, eine starke Partei das österreichische Protectorat, wo nicht die Angliederung an Oesterreich erstrebt, eine Tendenz, die von Seite unserer Staatsmänner ihre seinerzeitige Erfüllung finden muss, soll nicht unsere Politik auf der Halbinsel, die bis zur Stunde noch auf ziemlich schwachen Füssen steht, vollends in die Brüche gehen. Diesen Standpunkt nimmt mit vollem Recht der ungenannte und ungekannte Verfasser*) einer Broschüre

*) Für den Verfasser wurde gleich beim Bekanntwerden der Schrift von sehr befreundeter Seite ich selbst gehalten, was ich

ein*), die zu dem bedeutendsten gezählt werden muss, was über unser neues Reichsland geschrieben wurde.

Auch diese Schrift geht, gleich der vorigen, von der Anschauung aus, dass im Orient „im öffentlichen, wie im Privatleben die Confession vollständig die Stelle der Nationalität ersetzt“ (S. 1). Der Verfasser meint nun nicht, dass die Regierung in ihren Massnahmen eines der im Lande bestehenden Bekenntnisse verletzen, die Anhänger desselben in ihren bürgerlichen und politischen Rechten verkürzen, sie in der freien Entfaltung ihres Cultus beirren und beschränken solle. Aber er findet es nicht blos begreiflich, sondern vom Standpunkte einer gesunden Politik angezeigt, ja geboten, dass die Regierung ein besonderes Wohlwollen, eine vorzügliche Aufmerksamkeit derjenigen der verschiedenen Religionen zuwende, deren Bekenner für sie das verlässlichste Element der Bevölkerung bilden, und dieses sind, wie früher erwähnt wurde, ohne Frage die Katholiken. Statt dessen coquettirt unsere Regierung ganz auffallend mit den Muhamedanern, die uns nie aufrichtig ergeben sein werden (S. 6—14), und stellt in zweite Linie die Griechisch-Orthodoxen, deren gross-serbische Tendenzen ihr mit vollem Recht bang machen; nur ist Verhätschelung unter solchen Umständen ein ganz und gar aussichtsloser Versuch, nationale Abneigung in aufrichtige Zuneigung umzuwandeln. Wenn vorhin „unsere“ Regierung gesagt wurde, so ist dies streng genommen kein zutreffender Ausdruck; es sollte eigentlich heissen: die „ungarische“ Regierung. Denn ein anderes Verdienst der anonymen Broschüre liegt in der unabweis-

---

leider ablehnen musste; denn es würde mir diese Autorschaft gewiss nicht zur Unehre gereichen. Andere weisen mit grosser Bestimmtheit auf Johann Peter Jordan als Verfasser hin, was von den dritten ebenso entschieden widersprochen wird.

*) Bosniens Gegenwart und nächste Zukunft. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1886. 8. VI u. 94 S.

baren Darlegung, dass die bosnische Verwaltung in allen Richtungen nur der von Pest ausgegebenen Parole folgt, wobei das gesammtstaatliche Interesse, und dabei jenes der sog. westlichen Reichshälfte, das blöde Nachsehen hat. Der Verfasser weist dies u. a. an der Vernachlässigung der Viehzucht (S. 30—33), gewisser den dortigen Verhältnissen entsprechender Industrien (S. 39—43), am handgreiflichsten aber an der bosnisch-hercegovinischen Verkehrs- und Eisenbahn-Politik (S. 65—73) nach, die mit einer unglaublichen Offenheit — „unglaublich" vom Wiener Standpunkte aus, wo man dies nicht zu beachten scheint, oder wohl gar nicht einmal bemerkt! — ihre Linien so führt, als ob Pest das Centrum der Monarchie wäre, auf welches allein das Augenmerk zu richten sei. Mit einem Wort: im Geiste des magyarischen Chauvinismus muss „Bosnien durch kluge Organisation so präparirt werden, dass es ausschliesslich dem Interesse der ‚ungarischen Krone' dienstbar und möglichst bald ein gefügiges Werkzeug wird zur Verwirklichung der ‚ungarischen Staatsidee' im illyrischen Dreieck" (S. 74). Einer scharfen Kritik unterzieht der ungenannte Verfasser auch die Colonisationspolitik, ja spricht es sogar aus, es sei „nahezu unglaublich" aber nichts destoweniger „Thatsache, dass die Regierung selbst der Colonisation Widerstand leistet" (S. 82). Die Beispiele, die er S. 79—87 anführt und dem stark hervortretenden Einwandern ungarischer Juden (S. 2, 87) gegenüberstellt, müssen allerdings schwere Bedenken erregen. Es ist hierbei zu beachten, dass die seit Jahrhunderten im illyrischen Dreieck ansässigen Juden spanischer Race im Durchschnitt sehr anständige Leute sind und sich seit jeher grosser Achtung erfreuen; es ist dies in unserem Bosnien nicht minder der Fall als z. B. in Bulgarien, wie mich dessen erst unlängst ein in Sophia wirkender Franciscaner, von Geburt *ein Steyrer*, versicherte. Was dagegen die neuester

Zeit in allen Balkanländern in ungezählter Menge auftauchenden, als arme gekränkte „österreichische Unterthanen“ figurirenden Juden betrifft, so weiss Jeder, was er davon zu halten hat. Eine der schwächsten Seiten der neuen bosnischen Verwaltung bildet das von officiellen und officiösen Federn so hochgerühmte Schulwesen. In Ländern von so ausgesprochen confessionalem Character das moderne Institut interconfessionaler Schulen einzuführen — ein ärgeres qui pro quo lässt sich kaum ersinnen! Aus den letzten Delegationsverhandlungen, heisst es S. 38, gehe übrigens hervor, dass die österreichisch-ungarische Verwaltung bis jetzt im ganzen Lande noch gar keine Schule für das Volk, d. h. für den wirklich producirenden Theil desselben, den Bauernstand ins Leben gerufen hat. Da war immer nur die Rede von Mittelschulen, von einem Gymnasium, einer Präparandie, höchstens von einer Bürgerschule, die jetzt Handelsschule heisst. Schulen für das Landvolk und die kleinen Bauernstädte wurden nirgends errichtet.“

II.

Einer Gegenschrift*) und der allerdings naheliegenden Vermuthung, es habe diese Broschüre ihren Ursprung aus den Bureaux der Johannesgasse genommen, kann ich mich nicht entschliessen beizustimmen. Es wäre damit der obersten Verwaltung der bosnischen Angelegenheiten ein schlechter Dienst erwiesen, ja es wäre ein Schritt solchen Charakters als ihrer geradezu unwürdig zu bezeichnen. Nachdem „Bosniens Gegenwart“ etc. erschienen war, hatte sich ein Unisono aller den Wiener und Pester journalistischen Markt beherrschenden grösseren Blätter

*) Bosnien unter österreichisch-ungarischer Verwaltung. Leipzig, Duncker & Humblot. 1886. 8. 68 S.

vernehmen lassen; es schaue, „der clericale Pferdefuss“ heraus, riefen sie wie aus einem Munde. Nun darüber hatte man sich nicht zu wundern; von jüdischen Händen geleitet und von antikirchlichem, wo nicht antireligiösem Geiste erfüllt, ist es ja ihr Metier Feuerjo zu schreien, wo sie auch nur ein Flämmchen christlichen, und nun gar katholischen Sinnes und Strebens emporschlagen sehen. Aber wenn die Gegenschrift, mit der wir es hier zu thun haben, den gleichen Geifer wahrnehmen lässt; wenn wir fast auf jeder Seite vom „ultramontanen“ Geiste, von „katholisch-propagandistischen“ Bestrebungen, von einem in „clericalen“ Journalen und „in föderalistischen Kreisen schon lang gehegtem Traum“; von der Anklage: der Grundgedanke des „Ultramontanismus“ beherrsche und durchziehe „Bosniens Gegenwart und nächste Zukunft“, die daselbst verfochtene Assimilirung der Kroaten und Serben sei nichts als ein Kreuzzug „katholisch-ultramontaner“ Ideen u. dgl. m. zu lesen bekommen; wenn wir S. 8 den noch verwerflicheren Kunstgriff, den anonymen Verfasser des „denunciren“ zu beschuldigen, gewahren: könnte sich ein Organ der Regierung, und noch dazu ein höchst gestelltes, obwohl tecto nomine, erniedrigen zu Waffen solcher Art zu greifen?! Also „denunciren“ hiesse es, wenn „Bosniens Gegenwart“ Beweise für die innerliche Abneigung der Muhamedaner gegen jedes christliche Regiment vorführt? Dann ist es ja ein noch viel hässlicheres „denunciren“, wenn „Bosnien unter ö.-u. Verwaltung“ seinem ungenannten Gegner Parteizwecke unterschiebt, die von vornherein die Lauterkeit von dessen Gesinnungen verdächtigen sollen! Oder wäre es „ultramontan“, wenn man eine Förderung des katholischen Elementes in unserem Bosnien darum befürwortet, weil die dringendsten politischen Erwägungen für eine Begünstigung und Hebung der allzeit zu Oesterreich hinneigenden katholischen Bevölkerung der Balkan-*Halbinsel sprechen*? Und „reactionär“ wäre es, die ge-

sammtstaatlichen Interessen den magyarischen Sonder-Interessen voranzustellen, die angeblich „staatsmännische und von freiheitlichen Ideen getragene Politik der Magyaren“ vom grossösterreichischen Standpunkte für gemeinschädlich zu erklären? S 3 wird dem Verfasser von „Bosniens Gegenwart“ etc. „Abneigung“ gegen Muhamedaner, gegen Serben und Juden vorgeworfen. Wie steht es denn mit der parteilosen Beurtheilung der Katholiken seitens des Verfassers von „Bosnien“ etc.? S. 12 bedauert er, „es aussprechen zu müssen, dass die katholische Bevölkerung Bosniens sowohl in materieller als in geistiger, speciell in cultureller Hinsicht das Proletariat bildet.“ Nun, wäre dem so, dann müsste, so meinen wir, ein wohlwollendes Regiment darin den Antrieb finden, eine im Laufe von Jahrhunderten durch Doppeldruck — seitens der Türken und der Griechisch-Orientalen! — darniedergehaltene Bevölkerung in doppelt sorgfältige Beachtung und Behandlung zu nehmen! Oder wäre nicht blos die Bildung, sondern auch die Bildungsfähigkeit der bosnischen Katholiken eine geringere als die der Muhamedaner und „Serben?“ Will der Schwärmer für die „von freiheitlichen Ideen getragene“ Politik der Magyaren etwa in Abrede stellen, dass die Katholiken Bosniens mit ihren griechisch-orthodoxen oder muhamedanisirten Stammesbrüdern aus einem und demselben Holze seien, gleichwie er uns die nationale Descrepanz zwischen Serben und Kroaten aufdisputiren will? In der That, unser Verfasser versteigt sich zu dieser exorbitanten Behauptung, wenn er S. 18 „die untergeordnete geistige Potenz und sohin auch die geringere Qualification des katholischen Volkes“ betont! Dem Vorwurf, dass es ein Misgriff sei, in Ländern wie Bosnien mit dem Novissimum interconfessionaler Schulen paradiren zu wollen, begegnet „Bosnien“ etc. mit der Anschwärzung S. 53 f., es sei seinem Gegner nur um „Kräftigung des geistlichen Einflusses zum Vortheil

bestimmter politischer Tendenzen“ zu thun; „das ist wie anderwärts auch in Bosnien der Zielpunkt der Politik einer speziellen Partei“. Besonders charakteristisch ist, was in unserer Broschüre über den schlagenden gegnerischen Nachweis, dass das seitherige Eisenbahnnetz Bosniens zur entschiedenen Verkürzung der westlichen Reichshälfte gereiche, gesagt wird. Die Herstellung einer näheren Verbindung zwischen der Hauptstadt des Reiches und der Hauptstadt des neuen Reichslandes, meint nämlich unser Verfasser, wäre eine „Umgehung Budapest's mit möglichster Vermeidung ungarischer Bahnlinien“, S. 50. Aber wir sollen uns die Beiseitstellung Wiens mit gänzlicher Vermeidung nicht-ungarischer Bahnen gefallen lassen?! Das heisst denn doch die Naivetät politischer Anmassung auf die Spitze treiben! So weit gingen bereits die Zumuthungen der Dreissigpercentigen gegen die billigen Ansprüche der Siebenzigpercentigen?! Da sich der Verfasser von „Bosnien“ etc. die Mühe nicht verdriessen lässt, thatsächliche Irrthümer seines Gegners aufzudecken, so möge er sich zum Schlusse denn doch belehren lassen, dass die richtige Schreibweise der Hauptstadt Bosniens „Sarajevo“ ist, nicht „Serajewo“, wie bei ihm regelmässig zu lesen, und dass es in einem deutsch geschriebenen Aufsatze vielleicht angeht, charakteristisch serbische Namen zu germanisiren, aber gewiss nicht sie zu magyarisiren, z. B. „Pakrac“ in „Pakracz“ zu verwandeln.

Das „Salzburger Kirchenblatt“ hat in jüngster Zeit eine vom Wiener „Vaterland“ nachgedruckte Artikelreihe gebracht, die einige Streiflichter auf bosnische Zustände werfen:

Ein jüngst erschienenes Pamphlet:*) kann mit wenig

*) Mémoire Bosniaco-Hercégovinien adressé aux amis de la liberté et de la justice siègeant aux Parlements et en général *aux représentants* du peuple et de l'opinion publique. Bucarest. *C. A. Rosetti. 1886.* kl. 8. 16 S.

Worten abgethan werden, da es vom Anfang bis zu Ende gemeines und lügenhaftes Geschimpf ist, in dem Satze gipfelnd, dass die türkische Sclaverei besser gewesen sei als die österreichische Befreiung. Unterzeichnet ist die Schrift von dem ehemaligen bosnischen Metropoliten Sava Kosanovitch, dem Archimandriten Vasa Pelagitch, dem Vojvoden Peko Pavlovitch etc. „Bukarest-Ruscuk 1886.“ Gegen diese vorgeschützte, von verschiedenen Seiten angezweifelte Autorschaft hat die in Neusatz erscheinende „Nase doba“ auf „ein durch ganz Europa herumstreifendes Individuum“, einen „Miethling verschiedener Regierungen“ hingewiesen, der sich berufen fühle „heute aus St. Petersburg, morgen aus Bosnien, übermorgen aus Constantinopel, plötzlich wieder aus Zürich u. dgl.“ Correspondenzen in die Welt zu setzen; gegenwärtig bummle er in Bukarest herum, um bei der Gagarin'schen Dampfschifffahrts Gesellschaft einen kleinen Posten zu erhalten etc. Der Metropolit Kosanovitch, welcher die ihm zugemuthete Autorschaft in einem an die bosnische Landesregierung gerichteten Telegramme ausdrücklich widersprochen hat, weist auf einen P. U. als wahrscheinlichen Verfasser hin, der sich als bosnischer Märtyrer gerire, in Wahrheit aber von den kroatischen Gerichten wegen Betruges verfolgt werde.

Eine in kroatischer Sprache erschienene Schrift*) kenne ich nur aus den Auszügen, die in der sogleich zu besprechenden Schlussschrift davon geliefert werden. Nach dieser Quelle wäre der Zweck der Schrift des Kapetanovic — einer Persönlichkeit, die selbst Gegner „als einen intelligenten und scharf denkenden, dabei wohlwollenden, aber auch sehr klugen Mann“ anerkennen

*) Welche Gesinnung haben die Muhamedaner in Bosnien? Von Mehmed Beg Kapetanovic von Ljubuski. Antwort auf die in Leipzig erschienene Broschüre „Bosniens Gegenwart“ etc. Sarajevo, Spindler und Löchner. 1886. 8. 24 S.

müssen — aus der Koranstelle: „Seid unterthan und treu Gott, den Heiligen und den Aeltern“ zu deduciren, dass es Religionspflicht der Bekenner des Islam sei, dem christlichen Beherrscher ebenso gehorsam und dienstbar zu sein wie einem seines eigenen Glaubens; nachzuweisen, dass der bosnische Muhamedaner eine solche Haltung dem kaiserlichen Regimente gegenüber um so gewisser bewahren werde, als „Bosnien alles andere werden kann, aber niemals wieder eine türkische Provinz“; hervorzuheben dass dem muhamedanischen Adel das Verdienst und folglich der Dank dafür gebühre, „alle Tugenden und Gewohnheiten, die Sprache, kurz die unsterbliche Seele der (bosnischen) Nation gerettet zu haben“ etc. Die Widerlegung dieser und anderer Behauptungen des edlen Beg bringt, zwar in allen Formen des Anstandes, aber mit einer geradezu zermalmenden Wucht der sachlichen Argumente, in ihrem II. Abschnitte S. 49—66 die erst in den letzten Tagen erschienene Schrift:*)

Der I. Abschnitt derselben S. 1—48 befasst sich mit einer Replik gegen „Bosnien“ etc. Hier gilt wohl der Satz: „Weniger wäre mehr“; denn das tendenziöse Herumwerfen der Duncker und Humblot'schen Broschüre mit gewissen liberalen Schlagworten und dann wieder die apologetische Phrasendrescherei des letzten Abschnittes hätten viel kürzer abgefertigt werden können und sollen, als es der Verfasser thut, während es allerdings am Platze war, die meritorischen Ausführungen derselben auf ihren thatsächlichen Werth zu prüfen. Es wird dies Punkt für Punkt in einer so schlagenden Weise durchgeführt, dass sich dem unbefangenen Leser die Ueberzeugung aufdrängt, dass der Verfasser von „Bosniens Gegenwart“ etc. und der nunmehrigen Replik die bosnischen Zustände, Stimmungen, Verhältnisse, aus vielseitiger eigener Anschauung und Be-

*) Bosnien als Neuösterreich. Vom Verfasser von „Bosniens *Gegenwart*“ etc. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1886. 8. X. u. 94. S.

urtheilung ohne Frage besser und gründlicher kenne, als der Verfasser von „Bosnien“ etc. Die sehr boshafte Stelle S. 33 wäre vielleicht besser weggeblieben; allein man darf anderseits nicht übersehen, dass die gegnerischen immer wiederkehrenden Insinuationen von ultramontanen und clericalen und föderalistischen und reactionären Hintergedanken denn doch das kälteste Blut zuletzt in einige Wallung bringen können.*) Im allgemeinen sind die beiden erwähnten Abschnitte, sowie der III. „Einige Journalstimmen über Bosnien“ S. 67 bis 79, in jeder Hinsicht lesenswerth, zumal in der als einer Vorbereitung und Einleitung zu dem IV. Abschnitte: „Einige Hauptpunkte des bosnischen Zukunftsprogrammes“. Die eingehende Erwägung dieser Vorschläge möge besonders solchen Persönlichkeiten ans Herz gelegt sein, die in irgend einer Weise im Civil- oder Militärdienste auf die künftige Gestaltung dieses kostbaren und für die künftige Weltstellung Oesterreichs entscheidenden Bestandtheiles unseres Kaiserstaates, dieses „Neu-Oesterreich“, wie wir es gern mit dem Verfasser nennen, direct oder indirect Einfluss zu nehmen oder auf parlamentarischem Wege ihre Stimme zu erheben berufen sind. Um bereits angedeutetes oder sonst bekannteres zu übergehen, sei hier auf einige interessantere Partien hingewiesen. Punkt XI S. 87 f. zeigt die Unthunlichkeit in Bosnien „aristokratisch-feudale Inter-

*) Auch gegen diese zweite Brockhaus'sche Broschüre wird von der «liberalen« Journalistik der gleiche Kunstgriff angewandt, um ihren Leserkreis von einer Kenntnissnahme der sachlichen, auf eine innige Vertrautheit mit den Zuständen des Landes und der Bevölkerung basirten Auseinandersetzungen des Verfassers abzuhalten. In einem sehr kurzen Artikel der N. Fr. Pr. wird gleich eingangs die Broschüre als „clerical-kroatische Tendenzschrift“ bezeichnet, deren Polemik an der Methode festhalte, „die wir in feudal-clericalen Organen hinlänglich zu beobachten Gelegenheit haben.« Ueber den meritorischen Inhalt lügt die N. Fr. Pr. kurz und keck: „Neues bietet die Broschüre nicht.“

essen“ fördern zu wollen. und weist vergleichsweise auf den eigenthümlichen Entwicklungsgang der Dinge in Serbien und Rumänien hin: „Dort sehen wir rein demokratische Zustände im besseren Sinne des Wortes und einen langsamen, aber sicher wachsenden allgemeinen Wohlstand, hier dagegen eine rasch aufflackernde, fast blendende Politur bevorzugter Classen unter immer tiefer sinkendem wirthschaftlichen Verfall des Volkes.“ Das was Mehmed Beg den altbosnischen Adel, staro-bosansko plemstvo, nenne, sei gar kein Adel im europäischen Sinne des Wortes: „Wo fände man in Europa einen Grafen aus altem Geschlecht, der, so lang er noch irgend ein Landgrundstück besitzt, ein Ausschnittgeschäft oder eine Nürnbergerwaaren-Handlung oder sonst einen Kramladen eröffnen und sich hinsetzen würde, in eigener Person seine Kunden zu bedienen? In Bosnien zählt man nach Dutzenden die Begs, die, im Besitze eines sehr ansehnlichen Vermögens, jahraus jahrein in ihrem hölzernen Ducan sitzen und handeln, während ihre ausgedehnten Ackerländer von Kmeten und Zeitpächtern bearbeitet werden“. Nicht blos sehr beachtenswerth, sondern zugleich von dringlicher Natur sind die Mittel und Wege, die unter XII S. 88 f. für die Hebung des noch auf einer so primitiven Stufe sich befindenden Bauernstandes und XIII S. 89 f. zur Regelung des Agrarwesens angedeutet werden. Namentlich wäre es „jetzt schon an der Zeit, durch ein den modernen Verhältnissen entsprechendes Heimstättengesetz die alten türkischen viel gutes enthaltenden Einrichtungen und gesetzlichen Gewohnheiten zu regeln, nach welchen der Bauernfamilie ein bestimmtes Ausmass von Grundstücken und Wohnungsräumen, dann das lebende und todte Inventar, sowie die Lebensvorräthe bis zur nächsten Ernte nicht mittels gerichtlicher Execution weggenommen werden können.“ Auf die Agrar-Frage bezieht sich auch *die* S. 18—30 sehr scharfe, aber jedenfalls sehr verdiente

Abfertigung des sonderbaren Rechtfertigungsgrundes in „Bosnien“ etc.: dass ja die heutigen agrarischen Verhältnisse in Bosnien auf jener gesetzlichen Grundlage beruhen, welche unsere Verwaltung daselbst „bereits vorgefunden hat“. Also, replicirt unser Verfasser, „eine europäische Staatsverwaltung soll ihre Aufgabe als erfüllt ansehen, wenn sie Zustände aufrecht erhält, welche türkische Paschas vor einem Menschenalter zu Gunsten türkischer Herren gegen die christlichen Rajas geschaffen haben!“ Zu XV S. 91 schlägt der Verfasser die Errichtung einer Landes-Hypothekenbank vor und fügt einige Winke daran, nach welchen Gesichtspunkten ein derlei Institut mit Aussicht auf Erfolg und zur entschiedenen Förderung der Interessen eines Landes, wo zur Stunde der landesübliche Zinsfuss 24, und die von den Gerichten zuzusprechenden „gesetzlichen“ Zinsen 12 von hundert betragen, einzurichten wäre . . .

Binnen kurzer Zeit wird der Zusammentritt der diesjährigen Delegation erfolgen, und gerade im Hinblick auf dieses Ereigniss begrüssen wir die beiden Brockhaus'schen Broschüren „Bosniens Gegenwart“ etc. und „Bosnien als Neu-Oesterreich“ als durchaus zeitgemässe Erscheinungen. Denn niemand mehr als die Delegirten unserer s. g. Reichshälfte sollte den Inhalt derselben zum Gegenstande eines eindringlichen Studiums machen. Der Verfasser lässt in dem erst erschienenen seiner beiden Schriftchen den hervorragenden Eigenschaften Herrn v. Kallay's volle Gerechtigkeit widerfahren, und es soll ja nicht geleugnet werden, dass, wie auch Hauptmann Himmel zugibt, sich die bosnische Verwaltung in den letzten Jahren entschiedene Verdienste erworben hat, dass namentlich die finanziellen Verhältnisse unseres Reichslandes sehr erfreuliche Seiten der Wahrnehmung bieten, was der ebenso gewandte als redefertige Leiter der bosnischen Politik den Delegationen gegenüber in das hellste Licht zu setzen

versteht. Nur sollten es die Mitglieder unserer Delegation bei der in dieser Richtung ihm gebührenden Anerkennung nicht bewenden lassen, sondern etwas hinter den Vorhang blicken, der gewisse unleugbare Schädigungen der gesammtstaatlichen und unserer westländischen besondern Interessen kunstvoll überdeckt, damit nicht auf sie noch ferner jener treffende Vergleich Dr. G. E. Haas' passe: „Es geht unsern Delegirten so wie manchen bequemen Eltern, die ihr Kind irgend einem Erziehungs-Institute anvertraut haben und sich, ohne weitere Erkundigungen einzuziehen, bei den erfreulichen Aeusserungen des Instituts-Vorstandes beruhigen und selbst den innern Zusammenhang jener Aeusserungen und die Widersprüche, die darin enthalten sind, ununtersucht lassen."

Die völkerrechtliche Stellung des Papstes.

Von Dr. G. E. Haas.

Wir könnten über diese Schrift*) ruhig zur Tagesordnung übergehen, wenn sie nicht Geffcken zum Verfasser hätte, der in seiner Eigenschaft als Professor des Völkerrechtes einen grossen Ruf besitzt. Da nun aber zu befürchten steht, dass G.'s neuestes Buch auch bei uns in Oesterreich in weitere Kreise dringt. (diese Schrift hat damals thatsächlich Aufsehen erregt. Anm. d. Herausg.) und die völkerrechtliche Stellung des Papstes schliesslich eine aktuelle Frage ist und so lange bleiben wird, bis sie gelöst ist, so erachten wir es als angezeigt, auf die Irrtümer und Unrichtigkeiten benannter Schrift näher einzugehen. Zunächst können wir Geffcken den Vorwurf, weder in den welt-historischen Geist, noch in den völkerrechtlichen Sinn des Verhältnisses zwischen Papstthum und Staat eingedrungen zu sein, nicht ersparen. Der Autor kennzeichnet die durch das Garantiegesetz geschaffene Lage des Papstes als eine einzig in ihrer Art im Völkerrechte dastehende Anomalie. Er hätte sich aber nicht auf diesen Zeitpunkt beschränken, sondern

*) Die völkerrechtliche Stellung des Papstes von Heinrich Geffcken. Handbuch des Völkerrechtes in Einzelvorträgen, herausgegeben von Franz von Holzendorff. Berlin, Verlag von Carl Habel. gr. 8°.

vielmehr constatiren sollen, dass das Papstthum seit Einsetzung des Primates die vielen Jahrhunderte hindurch eine eigenthümliche Stellung, der Nichts Anderes gleichkam, bewahrte.

Der Autor bewegt sich in dem ausgefahrenen Geleise der Kirchenabhängigkeit vom Staate. Nach ihm steht die Kirche weder über noch neben dem Staate, sondern ist in letzterem enthalten und ihm untergeordnet. Mit diesen Prämissen sind auch die Folgerungen, wie z. B. seine Gegnerschaft wider alle Concordate gegeben.

Geffcken will den Papst, weil er nicht Souverän, das heisst thatsächlicher Beherrscher eines mehr oder weniger umfangreichen Staates ist, von allen völkerrechtlichen Beziehungen ausschliessen. Wie jung ist aber das Völkerrecht! und wie alt das Papstthum und das Papstrecht! Wie lange vor Hugo Grotius und Puffendorf haben die Päpste schon auf völkerrechtlicher Basis mit Kaisern und Königen verhandelt? Die völkerrechtliche Praxis ist älter als die Mutter der völkerrechtlichen Theorie und die letztere sollte, weil ihr die historischen Thatsachen nicht passen, oder weil sie nicht weiss, wie das Verhältniss des Papstes zum Königthum einem System des Völkerrechtes einzugliedern sei, nicht mit dem Schwamm über Geschichte und geschichtliche Wahrheit hinwegfahren. Uns erscheint es, wie ein moralischer Frevel, wenn das Kind nach der Mutter schlägt und sich anmasst, klüger, aber auch besser zu sein, als diejenige, der es das Leben verdankt. Der Verfasser datirt die päpstliche Einmischung, den Anspruch auf Regierungsgewalt in kirchlichen Dingen, von der Gründung des Patrimoniums zur Zeit Pipins und Carls M. Aber die Bischöfe von Rom widersetzten sich schon den oströmischen Kaisern, sobald diese religiöse Angelegenheiten einseitig durch Verordnungen und Staatsgesetze regeln wollten. Das Richteramt der Cäsaren in Glaubens*sachen wurde* von den Päpsten nie und nimmer anerkannt.

Dass das weltliche Forum sich bisweilen als das Stärkere erwies, soll damit nicht in Abrede gestellt werden.

Wenn Geffcken zwischen deutschen Königen und zu römischen Kaisern gesalbten Fürsten wohl unterschieden hätte, so wäre er der Wahrheit näher gekommen. Könige konnte sich die Nation nach Belieben wählen, sollte aber dem Königsthron auch die römische Kaiserwürde zugesellt werden, dann wurde die Salbung und Krönung durch den Statthalter Christi, der an der Schwelle der Apostelgräber residirte, für unerlässlich gehalten. Daher auch das oft mit schweren Opfern erkaufte Krönungswerk in Rom.

Gewiss vermengten die Träger der dreifachen Krone oftmals Irdisches mit Ewigem, die Befriedigung weltlichen Ehrgeizes mit papaler Pflichterfüllung. Verirrung und Missbrauch vermögen wohl die Wahrheit zu trüben, aber nicht aus den Angeln zu heben, sie nicht zur Lüge zu stempeln und so darf man denn behaupten, dass die Idee der Ueberordnung des göttlichen über menschliches Recht, der Erziehung des Menschengeschlechtes mittels des Evangeliums, der Seelenleitung durch die Kirche und der Durchdringung aller gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse mit dem Geiste des Christensthums nicht nur keinen Tadel, sondern das höchste, unbeschränkteste Lob verdient.

Wenn nun die Päpste, auch die nachreformatorischen, und die allerletzten Statthalter Christi — Pius IX. und Leo XIII. — an jener erhabenen Idee festhielten und halten, so haben sie nur gethan, was sie mussten, was ihre Pflicht war, wozu sie die göttliche Sendung empfangen, was sie gar nicht anders thun konnten.

Mit rührender Naivetät theilt der Autor seinen Lesern, die etwa an eine Besserung der Kirche glauben möchten, die schier unglaubliche und empörende Thatsache mit, dass Pius IX. noch immer denselben katholischen Standpunkt vertritt, den seine Vorfahren im Amte eingenommen. Er richtete an Kaiser Wilhelm ein Handschreiben, in dem

er zu behaupten wagte, dass er den protestantischen Monarchen in einem gewissen Sinne der ihm anvertrauten Heerde zuzähle. Der gelehrte Verfasser scheint also gar nicht zu wissen, dass die katholische Kirche nach ihrem Lehrbegriffe alle in Jesu dem Christ-Getauften umfasst.

Die Päpste können und werden nie eine andere Sprache reden als diejenige, welche der göttliche Stifter des Christenthums sie lehrte und welche die Apostel Petrus und Paulus und die Evangelisten Matthäus und Johannes gesprochen. Sie verdammen heute noch jene Irrthümer, welche ihre Vorgänger vor tausend und mehr Jahren verdammt haben, denn die Zeit genügt nicht Falsches in Wahrheit umzuwandeln.

Ueber die Concordate äussert sich Geffcken folgendermassen: „Was der Staat seinen katholischen Unterthanen an Rechten für ihre Kirche zugestehen will, wird er sicher richtiger durch Staatsgesetz gewähren, wobei die Annahme beseitigt wird, als sei der Papst ein dem König gleich stehender Souverän, ohne dessen Zustimmung eine Regelung der kirchlichen Angelegenheiten des Landes nicht möglich sei."

Nicht einmal als völkerrechtliche Verträge sollen die Concordate anzusehen sein, denn „wären sie es, so müsste der Staat einerseits, die katholiche Kirche andererseits, sich als zwei souveräne Mächte gegenüber stehen, so dass nur auf dem Wege des Vertrages zwischen beiden, nicht durch einseitige staatliche Gesetzgebung die Verhältnisse der katholischen Kirche in dem betreffenden Gebiete geregelt werden könnten."

Dazu kommt noch der Mangel einer zwingenden Gewalt auf Seite der Kirche. Wo keine Kriegsmacht, dort kein völkerrechtlicher Vertrag.

Wir brauchen kaum auf das Willkürliche in der Theorie Geffckens hinzuweisen und könnten uns darauf beschränken zu sagen, dass als völkerrechtliche Verträge anerkannte Uebereinkommen zwischen den Päpsten und *Souveränen* thatsächlich bis in die Gegenwart herein ge-

schlossen wurden. Was aber die vorausgesetzten Merkmale volksrechtlicher Verträge betrifft, so vermögen wir die Ansicht des Verfassers um so weniger zu theilen, als den Staaten, welche durch ihre geographische Lage verhindert wären, andere, durch fremde Gebietstheile getrennte Staaten, um die Erfüllung der Verträge zu erzwingen, mit Krieg zu überziehen, mit solchen Staaten keine völkerrechtlichen Verträge schliessen könnten, was doch Geffcken selbst nicht behaupten wird. Baiern könnte mit Russland keinen Auslieferungs-, die Schweiz mit demselben keinen Handelsvertrag eingehen, eine nicht maritime Macht vermöchte mit keiner Seemacht ein völkerrechtliches Uebereinkommen zu treffen. Endlich würde es fraglich, ob einer notorisch viel schwächeren Regierung, weil sie der Zwangsgewalt entrathet, der völkerrechtliche Charakter mit stärkeren Staaten geschlossene Verträge zuzugestehen sei. Immerhin scheint uns aber gewagt, in der Möglichkeit der Kriegführung das einzige Kennzeichen des völkerrechtlichen Charakters zn erblicken.

Nicht ganz so ungerecht verhält sich der Autor zu dem italienischen Garantiegesetz. Er gesteht die vielfache Verletzung desselben von Seite der italienischen Regierung zu. Um so überraschender wirkt auf den Leser die an seine Beurtheilung geknüpfte Reflexion: Man kann indess alle Fehler der italienischen Regierung zugestehen, ohne zu dem Schlusse zu kommen, dass eine wesentlich andere Lösung möglich ist, als die, welche das Garantiegesetz versucht hat. Zunächst kann von keiner Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft die Rede sein, die schon 1870 nur ein Anachronismus war, keine europäische Macht würde dazu die Hand bieten, eine Herrschaft wieder aufzurichten, die nach wie vor nur durch fremde Soldaten gehalten werden könnte."

Nun das sind Ansichten, über welche sich streiten lässt. Unbestreitbar scheint uns dessungeachtet die Un-

haltbarkeit der gegenwärtigen Lage. Die italienische Regierung wird immer unwiderstehlicher in die Opposition gegen das eigene Garantiegesetz hinein getrieben und der Tag wird und muss kommen, da dieses verzweifelte Auskunftsmittel Cavour's in Scherben geschlagen am Boden liegt. Wird der Antagonismus zwischem dem italienischen Königthum und dem Papst, wie Geffcken das bestehende Verhältniss sehr euphemistisch benennt, auch dann nicht acut werden? Meint er, dass die Weisheit beider Factoren auch unter solchen Umständen noch das Aeusserste abwenden könne?

Der Verfasser gesteht willig zu, dass italienischer Seits Gewaltthat auf Gewaltthat, Wortbruch auf Wortbruch folgte, er ertheilt den Protesten Pius IX. und Leo XIII. selbst das Lob der Correctheit, setzt aber hinzu: „Mit diesem Standpunkte, so consequent er ist, lässt sich offenbar nicht rechten, es genügt ihn zu constatiren."

Warum lässt sich damit nicht rechten? Weil die Macht und Gewalt zur Stunde noch auf Seite des Friedensbrechers steht. Heisst das auch eine völkerrechtliche Auseinandersetzung? Kann eine juridische Studie Nutzen schaffen, die sich bei einem imperfecten Vertrag, der von der einen Seite aufgedrungen und von der andern nicht angenommen wird, ohne Bedenken an die Seite der Gewalt stellt und aus dem imperfecten Vertrage die völkerrechtliche Stellung des Papstes ableitet? Mit diesem Hysteron-Proteron, diesem circulus vitiosus von Unrecht zu Recht, um dem ersteren Legalität zu verschaffen, vermögen wir nicht gleichen Schritt zu halten.

Die protestantische, antipapale Rechtsanschauung hält den Autor gefangen und wir bemerken deutlich, wie dieser Bann so schwer auf Geffcken lastet, dass er selbst die leisen Regungen des allen Menschen angebornen Rechtsgefühles in statu nascendi erstickt.

Heinrich von Frankreich, Graf von Chambord.

Von Dr. G. E Haas.

Heinrich von Frankreich war ein Bekenner, ein Fürst, der sich laut und öffentlich, in Worten und Thaten, zu jeder Zeit und an allen Orten zur christlich katholischen Ueberzeugung bekannte, dieser Ueberzeugung Alles opferte, selbst die Krone, die er sich, wenn er nur auf einen Compromiss eingehen wollte, leicht auf's Haupt setzen mochte. Er verschmähte aber einen Compromiss in Dingen der Wahrheit und seines heiligen Glaubens, er meinte, dass es in Gewissensangelegenheiten keinen Compromiss geben könne und dürfe und er verzichtete auf die irdische Krone, um die unvergängliche des Himmels zu erlangen. Gerade dieses offene und unumwundene Glaubensbekenntniss scheint uns von eminenter Wichtigkeit. Unsere Zeit ist nicht arm an gottesfürchtigen Königen und gläubigen Monarchen, desto ärmer dagegen an Bekennern, das heisst an Fürsten, die für ihre religiöse Ueberzeugung und christliche Weltanschauung rückhaltlos eintreten und ihre Macht und Gewalt in den Dienst ihres Gewissens stellen. — Sie meinen genug zu thun, wenn sie ihre Pflichten zerlegen und für sich als Privatmänner Gott geben, was Gottes ist und im öffentlichen Leben ihre Räthe wirthschaften lassen, wie es ihnen gefällt oder

wie es das Wohl des Reiches — so lautet die wohlfeile Redensart — und der Wille des intelligenten Theiles der Bevölkerung und die Stimme einer glaubenslosen Wissenschaft und die Halbbildung des vornehmen Pöbels erheischt. Wir denken von diesen Fürsten darum nicht gering, denn wir kennen die Stärke des Gewebes, in welches die Fürstenmacht unserer Zeit verstrickt ist, kennen die Unzerreissbarkeit des Netzes, das man über ihre Häupter geworfen hat, kennen auch die Lügen und Heuchlerphrasen, mit welchen man das Ohr der Könige gefangen hält. Eine desto höhere Meinung haben wir von Heinrich von Frankreich und wir könnten nur wünschen, dass sein Beispiel auf die Regenten unserer Tage kräftigend wirke. Die weisse Fahne ist kein den Bourbonen eigenthümliches Emblem, sondern das allgemeine Symbol der Unbeflecktheit, und sollte nicht jeder Herrscher reine Absichten hegen? nicht jeder die Wege zum Heil zu wandeln suchen? Sollte nicht jedem der Ausspruch des höchsten Richters mehr gelten und höher stehen als der Beifall der oberen Zehntausend und die Anerkennung einer aufgeblähten Intelligenz, die im Grunde nichts als die eigene Werthschätzung im Auge hat? Was nützte Frankreich die Wiederaufrichtung der Monarchie, wenn sie nichts Anderes als ein mit republikanischen Institutionen umgebenes Königthum bedeutete? Was die aus dem Schutte ausgegrabene Lüge des juste Millieu? Was die Erneuerung der equilibristischen Kunststücke Louis Philipp's? Was ein Fürst, der vorkommenden Falles die Lilien im Wappen eigenhändig vom Kutschenschlag wegkratzte? Louis Philipp war ein Bürgerkönig wie es einen Schützen-, Zigeuner-, Bettler- oder Bohnenkönig gibt, ein König ad hoc, der Vorsteher einer Zunft, die aus Verlegenheit, wie sie sich constituiren sollte, ein Scheinkönigthum improvisirte. Soll Frankreich sich wieder *finden, Glück* und Segen, Ehre und Ansehen vor der

Welt wiederkehren, dann fort mit der letzten phrygischen Mütze, fort mit dem revolutionären Trödel, fort mit dem öden Singsang zur Verherrlichung der nationalen Erniedrigung, und Moral und Gottesfurcht in's Land hinein! Blutvergiftung ist schwer heilbar und wir wissen, dass die Pyaemie Frankreichs reissende Fortschritte gemacht hat. Die Spuren derselben zeigen sich dort, wo man sie am wenigsten vermuthen sollte und wir sehen die Enkel der ehrwürdigsten Geschlechter um die Gunst der Prinzen aus dem Hause Orleans buhlen. Was hat aber Frankreich von dem Urenkel Egalité's und dem Enkel Louis Philipps zu erwarten? Hat der Graf von Paris ein Regierungsprogramm veröffentlicht? Hat er die Nation versichert, in die Fussstapfen des Grafen von Chambord treten zu wollen? Es ist ein beredtes Schweigen, das dieser Prinz beobachtet, ein Schweigen der Vorsicht, aber nicht der Tapferkeit. Und wer und was ist der Graf von Paris? — Ein tadelloser Edelmann. Wir geben das zu, aber nicht ein berechtigter Erbe, auch nicht der Erbe, den der Graf von Chambord in Aussicht genommen, nicht der Erbe, der dem Reichsgrundgesetze Frankreichs entspricht, ein Mann, der nur vermittelst eines Rechtsbruches auf den Thron gelangen könnte. Will der hohe Adel und die ehrwürdige Geistlichkeit Frankreichs mit einem Taschenspieler-Kunststück beginnen, um mit einem glänzenden Fiasco zu enden? Wo ist die edle Kühnheit des „Univers", wo der Geradsinn des „Monde" hingekommen? Meinen sie wirklich, dass ein Name die Sache aufwiegt? Dass der Zauber des Wortes „Monarchie" den Mangel an monarchischer Gesinnung oder das Fehlen an monarchischen Einrichtungen zu ersetzen vermöge? Unserer Ansicht nach hat Frankreich nur von dem rechten König und der wahren Monarchie seine Wiederauferstehung zu hoffen.

Scherr's letzte Gänge.

Von Dr. G. E. Haas.

Die eigentliche Pièce de resistance des vorliegenden Buches*) wird man wohl in den „drei Büchern Culturgeschichte“ mit der Ueberschrift „Jesuiten und Freimaurer“ suchen müssen. Von den Freimaurern erfahren wir zwar Nichts, desto behaglicher breitet sich dagegen der Autor über Jesuiten und Jesuitismus aus.

Dass Johannes Scherr je den Beifall des sogenannt gebildeten Lesepublicums gewinnen konnte, beweist eine bedenkliche Abirrung des guten Geschmackes. Wer sich noch einen Rest von classischer Bildung und ästhetischem Urtheile bewahrt hat, müsste sich mit Schaudern von Werken des Geistes abwenden, die mit dem Dreschflegel geschrieben scheinen. Johannes Scherr schreibt nicht, er drischt. Er ist nicht geistreich, witzig, ironisch, sondern schlägt mit den Stuhlbeinen herum, und bewirft seinen wirklichen oder eingebildeten Gegner mit Allem, was ihm gerade in die Hände fällt, mit Gläsern, Flaschen, Humpen, mit dem Stiefelknecht oder dem Zerlegmesser. Er steht auf dem Boden des vollkommen religiösen Indifferentismus und bildet sich ein, dass die gegenwärtig lebende Menschheit seine Anschauung theilen müsse, er

---

*) Letzte Gänge, von Johannes Scherr, 2. Auflage, Berlin und Stuttgart. Verlag von W. Speemann 1887, Berlin und Stuttgart.

hält es schlechterdings für unmöglich, dass heute noch irgend ein Mensch, mit normaler Denkkraft ausgerüstet, das irdische Leben als ein vorbereitendes Stadium für das Leben im Jenseits erfassen könne. Für ihn sind der Glaube an Erlösung und Unsterblichkeit der Seele längst abgethane Dinge. Der Autor hat sich in gewisse Ansichten so verbohrt, dass man über den Mann nur mitleidig die Achsel zu zucken vermag. „Der Papst", sagt er, „heisst das Haupt der Kirche, der Jesuitengeneral ist es. Jener repräsentirt, dieser regiert. Jener hat den Prunk, dieser die Macht. Jener ballotirt, was dieser decretirt."

Man sieht, Johannes Scherr bedient sich nicht seiner gesunden Augen, gewahrt nicht, was rings um ihn her vorgeht, sondern beurtheilt Alles nach einem gewissen Schema, das unglücklicherweise total falsch ist. Wenn der Ordensgeneral, als der „schwarze Papst", dem wirklichen Oberhaupte der katholischen Kirche, dem „weissen Papste" an Macht und Einfluss überlegen gewesen wäre, wie hätte es dann Ganganelli fertig gebracht, die Societas Jesu aufzulösen? — Doch die Einrichtung der Gesellschaft Jesu gehört der Geschichte an. Gehen wir auf die Gegenwart über. Kann es einen unbefangenen Beobachter geben, der auch nur einen Augenblick zweifelhaft wäre, Leo XIII. für das völlig unabhängige Oberhaupt der katholischen Kirche zu halten? Wird sich Jemand im Ernste einreden lassen, dass Joachim Pecci nur das willfährige Werkzeug des Jesuiten-Generals Anderledy sei?

Was nun den culturhistorischen Beitrag selbst anbelangt, den zu bieten sich Johannes Scherr anheischig macht, so erhalten wir eine Schlange, statt des Eies und einen Stein an Stelle des versprochenen Brotes. Was vor uns liegt, ist ein trauriges Pamphlet, wie wir schon viel geistreichere über den nämlichen Gegenstand zu Gesichte bekommen haben. Wir müssen das Märchen von dem

Schwur Ferdinand II. vor dem Marienaltar zu Loretto mit in den Kauf nehmen und mit anhören, dass Ferdinand ein grosser Fanatiker in dem Herrn war. Der Autor vermag sich nicht zu der Höhe eines leidenschaftslosen, rein objectiven Urtheiles zu erheben, um zu begreifen, dass kein staatskluger Fürst an Stelle Ferdinand II. die Lage anders aufgefasst und wieder feindselig gegen die Rebellion der Landes- und Reichsstände eingeschritten wäre. Der Verfasser schenkt uns auch keine Mordthat, die nach albernen Berichten auf Betrieb des Ordens begangen worden sein soll. Der Jesuit, heisst es, habe den Dominicaner Clement den Mordstahl in die Hände gedrückt. Die Dominikaner waren also die willenlosen Werkzeuge der Jesuiten! Wohl bekomm es! Wir wissen nur, dass der Predigerorden mit der Gesellschaft Jesu nie fraternisirte und sich am wenigsten zu Bravodiensten anwerben liess.

Nur wo der Autor von seinem Gegenstande abschweift und auf allgemeine Zustände zu sprechen kommt, fällt der Schleier stellenweise von seinen Augen. So gibt er Seite 115 der Wahrheit die Ehre, indem er sagt: „es wäre einmal an der Zeit, das dumme, von der Parteibornirtheit kritiklos angenommene und weiter gegebene Märchen, die Reformation habe die Menschen besser, die Sitten edler gemacht, als ein solches anzusehen und bei Seite zu stellen. Denn die Wahrheit ist, dass die Menschen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beträchtlich gemeiner und roher gewesen sind als in der ersten. Abgesehen von allem anderen wird das schon durch die herben Klagen bezeugt, welche Luther in seinen alten Tagen über die fürchterliche Verwilderung seiner Zeit und Confessionsgenossen anstimmte. War die Lebensführung an den protestantischen deutschen Höfen etwa eine gesittetere und anständigere, als an den katholischen? *Im Gegentheil*, ganz im Gegentheil!“

Im Grunde spiegelt sich in Johannes Scherr der Geist unserer Zeit und, ist er unbefangen genug, so kann er sich vor dem zurückgeworfenen Spiegelbild wieder geschmeichelt fühlen. Die Verrohung des Stiles nimmt bei Scherr ungeahnte Dimensionen an .... Strassburg ging für das Reich nicht durch die Zaghaftigkeit Leopold's, sondern durch den übeln Willen des französichen Grosspensionärs, des grossen Kurfürst von Brandenburg verloren. Die Stadt Wien wurde durch die Hausmacht Leopolds, mit Hilfe der Reichstruppen und den Beistand der Polen, aber nicht von dem grossen Kurfürsten, der nur immer seine Particular-Interessen im Auge hatte, gerettet.

Johannes Scherr war eben ein Mann, der um jeden Preis originell sein und als unparteiisch gelten wollte, aber der Originalität und Parteilosigkeit von Haus aus entbehrte. Er endete in Bezug auf die historische Kunst, als was andere anfangen — als Stümper. Er vermochte sich nicht zur klaren Sonnenhöhe emporzuschwingen, sondern verliess nur eine Nebelschichte, um in die andere unterzutauchen. Kraftausdrücke und unmögliche Zusammensetzungen helfen aber über den Mangel an historischem Sinn nicht hinweg und aus dem Dreschflegel wird unter keinerlei Umständen ein Scepter oder königliches Schwert.

Die Memoiren Cobenzls.*)

Von Dr. G. E. Haas.

Die Memoiren des Grafen Cobenzl enthalten zwar nur Weniges, das historisch verwerthbar wäre, aber desto mehr, was zur Ergänzung und Vervollständigung der culturellen Zustände jener Zeitepoche dienlich ist. In der Einleitung klärt Arneth in dankenswerther Weise über viele Punkte, die in den Memoiren berührt werden und die ohne die Andeutungen des Herausgebers schwer verständlich wären, vollkommen auf, nur wäre zu wünschen gewesen, dass der Herausgeber sich auf diese Erklärungen beschränkt und dieselben nicht zur Umschreibung des Inhaltes der Cobenzl'schen Aufzeichnungen ausgedehnt hätte. Die Einleitung wird dadurch zur Tautologie und nimmt das Interesse an den Memoiren vorweg. Was nun den Inhalt selbst betrifft, so gleitet der Autor über die wichtigsten Staatsaffairen und historischen Ereignisse hinweg und bleibt nur an rein persönlichen Verhältnissen haften. Ueber die Pariser Reise des Kaisers, auf welcher er der Begleiter Josef II. war, schweigt sich der Memoirenschreiber aus. Von den Kämpfen, die er als kaiserlicher Botschafter bei Napoleon zu bestehen hatte, weiss er nichts Anderes zu sagen, als dass seine Lage eine in mehrfacher Bezie-

*) Graf Philipp Cobenzl und seine Memoiren. Von Alfred *Ritter von* Arneth. Wien 1885. In Commission bei Karl Gerold's *Sohn. fl. 1.— = M. 2.—.*

hung peinliche war. Nur da, wo es sich um persönliche Feindschaften handelt, wird er beredt und sogar bis zu einem gewissen Grade indiscret, indem er nicht nur Staatsmänner, wie Colloredo, Trauttmansdorff, Rosenberg und Thugut, sondern auch den Souverän — Leopold II. — und Anverwandte des Allerhöchsten Hofes, wie die Prinzessin Marie Christine, in seine Kritik mit einbezieht. Hören wir den betreffenden Passus der Memoiren mit an. Der Autor äussert sich über seine erste Audienz bei Leopold II. mit folgenden Worten: „Ich war mir bewusst, nie in Gelegenheit gewesen zu sein, ihm — dem Kaiser — zu missfallen, nie etwas mit ihm zu thun gehabt zu haben, ich wusste, dass er mich kaum vom Sehen her kannte, aber es entging mir nicht, dass die Thatsache, von Josef II. durch sein volles Vertrauen ausgezeichnet worden zu sein, die schlechteste Empfehlung bei dessen Nachfolger war. Leopold hasste seinen Bruder seit langer Zeit, eine Gemüthsstimmung, die von den andern Mitgliedern der kaiserlichen Familie getheilt wurde. Sie waren insgesammt über den Kaiser missvergnügt, weil er jener Freigebigkeit, welche Maria Theresia in so hohem Masse bewiesen, nach ihrem Tode Schranken setzte. Namentlich war die Erzherzogin Marie Christine darüber missgestimmt, dass Kaiser Josef ihre Machtsphäre in den Niederlanden auf das Aeusserste beschränkte, indem er ihr einen Minister an die Seite stellte, in dessen Hände er die eigentlichen Regierungsbefugnisse legte. Josef II. hatte es sich zum Grundsatze gemacht, die Prinzen des kaiserlichen Hauses nur mit repräsentativem Charakter und allen denselben zukommenden Ehren auszustatten, aber die eigentliche Gewalt in die Hände verantwortlicher Staatsdiener zu legen. Er meinte, Minister könne er nach Gutdünken wählen und wechseln, nicht aber die Mitglieder der kaiserlichen Familie.“ Cobenzl zieht daraus den Schluss, dass ihm Marie Christine bei ihrem kaiserlichen Bruder einen schlimmen Dienst er-

wiesen habe. Zur Richtigstellung dieser rein persönlichen Ansicht des Verfassers der Memoiren möge die Anführung der historischen Thatsache dienen, dass Josef II. und Leopold, so verschieden sie auch über ein und den andern Punkt denken mochten, bis zum Tode des Ersteren im besten Einvernehmen lebten, was durch die vertraulichen Briefe des Kaisers auf das Unwiderleglichste erhärtet wird. Minder freundlich war allerdings Marie Christine auf den Kaiser zu sprechen. Wie wurde sie aber auch von Josef II. behandelt? Diese Prinzessin war eine classische Zeugin, die gegen die vom Kaiser in den Niederlanden befolgte Politik auf das Gravirendste voraussagte. Der Monarch hatte ihre Rathschläge missachtet und die Folgen dieser Missachtung empfinden müssen, daher sein an Hass grenzender Unwille gegen die geistreiche Schwester. Nicht von ihr durfte der Autor behaupten: „Marie particulièrement était vivement piquée", piquée war vielmehr der Kaiser.

Aus den Mittheilungen privater Natur ist keine köstlicher als die Geschichte des Heiratsprojectes betreffs einer Comtesse Palm. Der kaiserliche Concommissär bei der Reichsversammlung in Regensburg, Carl Josef Reichsgraf von Palm, galt als steinreich, hatte nur einen Sohn und eine Tochter. Da der talentlose Sohn von seinem Vater nicht sonderlich beachtet ward, so wurde die Tochter als Haupterbin des ungeheuren Vermögens betrachtet. Bei Collenbach wurde Cobenzl auf die Millionenerbin aufmerksam gemacht. Die Cobenzl waren von altem Adel, die Palm Emporkömmlinge, nichts natürlicher, als dass der mangelhafte Stammbaum mit Dukaten verschönt und geschmückt wurde, um das Fehlende an ideellem Gute durch materielle Güter zu ersetzen. Cobenzl biss an den Köder und der alte Emporkömmling schien nicht abgeneigt, seine Zustimmung zu geben. — Im entscheidenden Augenblick starb aber der alte Palm. Unser Memorienschreiber liess dessenungeachtet *das Project nicht* fallen, „denn das Vermögen würde noch

immer gross genug sein, wenn sich auch Sohn und Tochter darin theilen müssten.“ Cobenzl weihte seine kaiserliche Herrin in das Geheimniss ein, „sachant, qu'elle se faissait un plaisir de favoriser les mariages“ und begab sich zur Durchführung seines Projectes nach Regensburg. Er war von der erschreckenden Hässlichkeit „de sa belle“ bei der ersten Begegnung betroffen „ce qui salentit beaucoup mon desir de faire sa connaissance.“ Aber war er einmal an Ort und Stelle, so wollte er die Reise doch nicht umsonst unternommen haben. Er verschafft sich Eingang im Hause der Baronin Oexel, welches den seltenen Schatz barg und — die junge Dame zeigte sich dem Diplomaten nicht abgeneigt. Der Letztere findet alsbald, dass Mademoiselle Geist besitzt und eine gute Erziehung genossen hat. Dieser Umstand in Verbindung mit der hohen Vermögensziffer söhnen ihn, eingestandenermassen, mit der traurigen Aussenseite vollkommen aus. Aber: „Mit des Schicksals Mächten“. Der junge Palm setzte es durch, dass er in die ganze Erbschaft mit Ausschluss einer halben Million, die er der Schwester überlassen musste, eingewiesen wurde. Was sagt nun Graf Cobenzl dazu? Er bekennt frei und offen, „dass dieser Schicksalswechsel den Werth von Mademoiselle gar sehr vermindert und die Empfindlichkeit ihres Mangels an Reizen gesteigert habe.“ Bei reiflicher Ueberlegung sieht Cobenzl indessen ein, dass eine halbe Million auch kein Pappenstiel sei und dass er sich zu weit vorwärts gewagt habe, um noch anstandslos zurück zu können, er entschliesst sich daher, die bittere Pille zu verschlucken „a avaler la pillule.“ — Da tritt ein neues und unüberwindliches Hinderniss in Scene. Der Herr Bruder — Palm junior — mag von Cobenzl nichts wissen, er beruft die Schwester nach Wien, bringt sie dort bei einer Gräfin Michna unter und kommt mit dieser überein, dass dem Grafen Cobenzl der Zutritt verwehrt bleiben soll. Das geschieht auch, Cobenzl wird abgewiesen und seine schöne

Hässliche schreibt ihm, dass sie ihr Jawort, welches sie nur, von Frau von Oexel überredet, gegeben, zurückziehe. So hatte denn Philipp Cobenzl nach viertägigem Aufenthalte seinen Abschied in optima forma — „mon congé en forme.“ „Und“, setzt der Autor hinzu, „ich war nicht böse darüber, da mir Fräulein Palm wenig begehrenswerth schien.“ So mag es dem Fuchs mit den zu hoch hängenden, wenn auch wenig appetitlich aussehenden Trauben auch ergangen sein.

Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852. Politische Privatbriefe des Grafen Vitzthum von Eckstädt.

Von Dr. Frhrn. von Helfert.

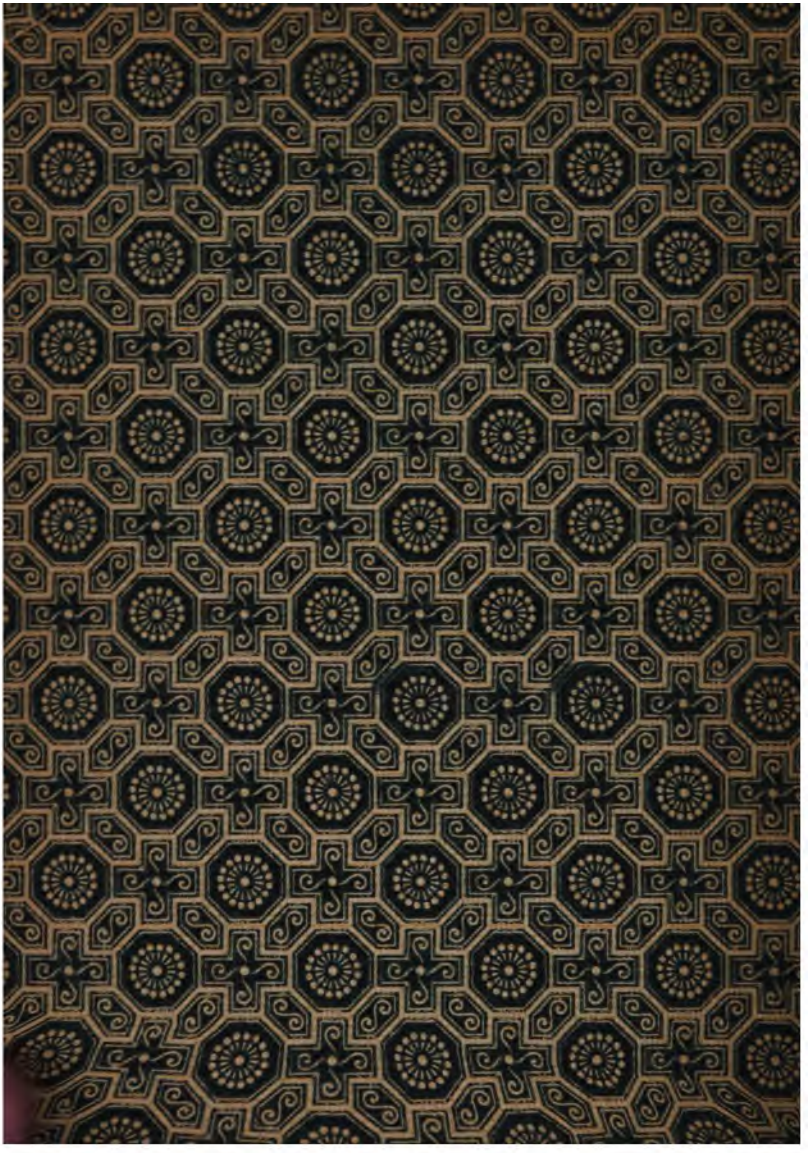
Im October 1847 kommt der kön. sächsische Kammerjunker, damals im 29. Lebensjahre stehend, nach Wien, das auf ihn sogleich einen „grossstädtischen“ Eindruck machte. Schon am 22. November schreibt er seiner Mutter: „Im allgemeinen übersteigt, was ich hier gefunden, meine Erwartung . . . . Tritt in Wien die innere Politik scheinbar mehr zurück, so tritt die europäische viel mehr hervor als in Berlin.“ Dabei hat „das grossstädtische Wesen etwas mehr wohlthuendes und die Gesellschaft sehr viel anziehendes“ u. dgl. m. Allein nun kommt der Umsturz, die Gesellschaft flieht die Stadt — „Emigranten“, meint der Briefsteller, kann man sie doch nicht nennen, da sie ja nur auf ihre Besitzungen in Böhmen, Mähren, etc. gehen! — der Salon verschwindet, die Gasse mit ihrem Lärm, ihrem Drängen, ihrer Ungeschliffenheit, ihren Tollheiten, zuletzt Grausamkeiten, tritt an dessen Stelle, und nun wird die früher so anziehende Metropole unserem Grafen unleidlich und abscheulich. „Denn Wien ist grauslich“, schreibt er am 2. Juni. Gleichwohl hält er tapfer aus; denn er will sehen und lernen.

„Für alles in der Welt", heisst es am 17. October, „gäbe ich jetzt meinen Platz in unserer Prosceniumsloge nicht her." Nun kommen ihm ganz sonderbare Gedanken. Im April und Mai hat er den Zerfall Oesterreichs, die Auflösung dieser schönen Monarchie vorausgesehen, dagegen voll Bewunderung und hoffender Zuversicht nach Frankfurt geblickt, wo er die edelsten Geister der deutschen Nation, die Männer der Ideen vereinigt sieht, um aus dem Chaos einen Neubau zu schaffen. Allein im Hingang der Monate hat sich das Bild vor seinen Augen umgewandelt. „Oesterreichs Macht, welche unsere Demagogen verspotteten, hat sich in einem unerwartet glänzenden Lichte gezeigt." Angesichts der so raschen und gründlichen Besiegung des Wiener Aufstandes durch das tapfere Heer „kann man sich freilich des Lächelns nicht erwehren, wenn man hört, wie die Frankfurter Professorenweisheit die Auflösung des Kaiserstaates zu decretiren sich nicht entblödet . . . . Auch die so viel gepriesene Rede des ‚edlen' Gegners ist nichts als leeres Gewäsch . . - . . Die Paulskirche ist zum Tollhause geworden, die angebliche Centralgewalt, welche die Central-Ohnmacht genannt werden sollte, wird mit ihrem Johann ohne Land demnächst von der Bühne verschwinden", 10. 29. November. Dagegen steht Oesterreich gross da. „Allgemein ist das Erstaunen über die schlummernden Kräfte des Reiches", schreibt er am 1. Januar 1849. Ebenso unverhohlen zollt der sächsische Legationsrath dem jugendlichen Kaiser und den grossen Männern an dessen Seite, die Oesterreich aus dem tiefsten Verfalle zu nie geahnter Ehre und Macht emporgehoben, seine vollste Anerkennung, vor allem dem Fürsten Felix Schwarzenberg, dessen jähem Tode Vitzthum warm empfundene Worte widmet und von dem er sehr schön sagt: „In drei Jahren *die Unsterb*lichkeit erringen und dann plötzlich schmerzlos *abgerufen* werden, das ist ein beneidenswerthes Loos!"

Zur selben Zeit hat Vitzthum eine andere Bestimmung erhalten, die ihn von Wien entfernt. Er scheidet mit schwerem Herzen. „Was ich Dir," schreibt er am 21. April 1852 seiner Mutter, „bei meiner Ankunft schrieb, das kann ich jetzt bei meiner Abreise nur mit vollster Ueberzeugung wiederholen:

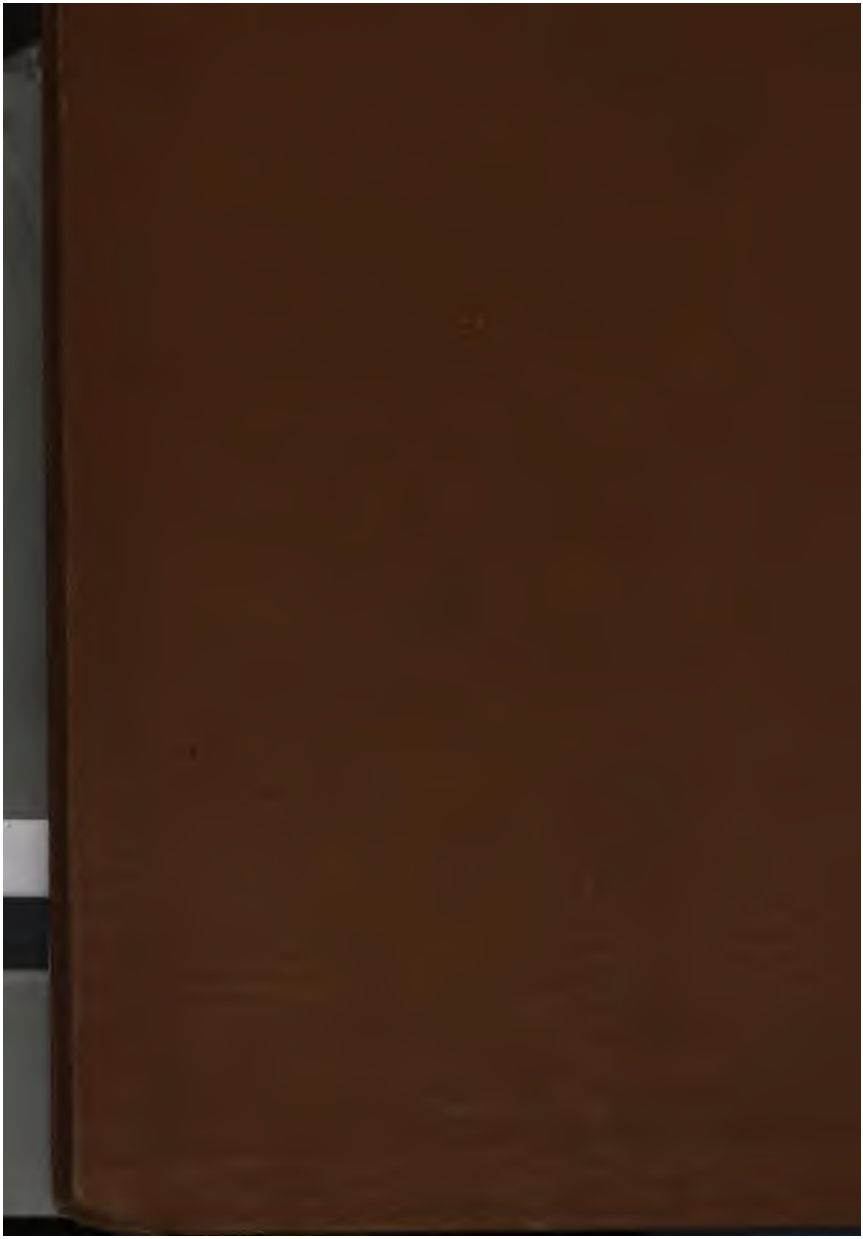
's gibt nur a Kaiserstadt,
's gibt nur a Wien!"

Druck von G. A. Brodmann in Erfurt.



DB 80 .H3 C.1
Oesterreichische Geschichtslug
Stanford University Libraries
3 6105 037 515 769

DB
80
H

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.